

Sven Güldenpfennig

Weltsport in der Weltpolitik

**Über die Autonomie und
Abhängigkeit des Sports**

++ Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++ Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++ Leseprobe +++ Viel V

Sport als Kultur. Studien zum Sinn des Sports • 13

arete
Verlag

Sven Güldenpfennig

Welsport in der Weltpolitik

Über die Autonomie und
Abhängigkeit des Sports

Arete Verlag Hildesheim

Bibliografische Informationen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2015 Arete Verlag Christian Becker

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung in elektronischen und digitalen Systemen.

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen
ISBN 978-3-942468-67-1

Inhalt

Vorwort	7
1. Europäische Sportidee: Vermächtnis an die Weltkultur. Zur Einführung	11
2. Die Würde des Sports ist unantastbar. Bausteine für die Sportidee aus dem Steinbruch der Geistesgeschichte	75
3. Was bedeuten Werte und Wertewandel im Sport?	159
4. Olympia auf dem Weg nach Rio 2016	189
5. Globale Sportpolitik: Das Beispiel FIFA. Schauermärchen aus Tausendundeinem Korruptions-Verdacht. Eine Gegenpolemik	257
6. Sportpolitik ist ein schmutziges Geschäft. Wie es zum Sturz des Joseph Blatter kam. Ein Stück aus dem Tollhaus	313
7. Sport: Nutznießer, Tributpflichtiger, Störfaktor des Friedens. Und was es heißt, in der Sportpolitik Haltung zu zeigen	399
8. Geschichtsphilosophische Notizen zur Sportgeschichte	439
Literatur	457

4.

Olympia auf dem Weg nach Rio 2016

1. *Worin der Weltsport kulminiert: die Olympischen Spiele*

Dieses Buch beabsichtigt, den Status des Weltsports und seinen Platz in der Weltpolitik zu erkunden. Aus den Relativierungen und Differenzierungen der vorangehenden Kapitel sollte deutlich geworden sein, dass hier gegen alle anderslautenden Postulate und Verheißungen die Tugend der Bescheidenheit am Platze ist. Wenn etwa der UNO im Herbst 2015 bei der Fortschreibung ihrer Millenniumsziele von 2000 keinen Augenblick die Olympische Bewegung in den Sinn gekommen ist, die sie in „die neue Agenda für die Weltgemeinschaft“¹ hätte aufnehmen sollen, so dokumentiert dies eine angemessene Lagebeurteilung. Dort, wo es um die Sicherung der existentiellen Lebensgrundlagen für die gesamte Menschheit geht, steht der Sport nicht in vorderer Reihe. Allerdings wären die Vereinten Nationen gut beraten gewesen, das Feld der *kulturellen Entwicklung insgesamt* hier deutlicher mit in ihren Kanon der Entwicklungsziele aufzunehmen. Denn bekanntlich ist das Feld der Kultur bis hin zu den Künsten auf der einen und der politisch-rechtlichen Kultur auf der anderen Seite zwar eine ungemein luftige, ja ätherische, flüchtige und daher schwer greifbare Sphäre. Aber sie bildet zugleich einen ebenso unverzichtbaren Hintergrund auch für stabile und menschengerechte soziale Entwicklungen.

Wenn es jedoch um den Weltsport geht, dann muss dabei im Zentrum der Beobachtung natürlich *das* Ereignis des Weltsports schlechthin stehen. Und das sind seit der Pioniertat des Pierre de Coubertin, also seit mehr als einem Jahrhundert die Olympischen Spiele. Ihr ideelles Fundament beziehen sie zu einem Teil aus einer Erbschaft der Antike, zu einem anderen Teil aus zeitgenössischen gesellschaftspolitischen und pädagogischen Erwartungen, die Coubertin und seine Adepten ihnen zugeschrieben haben. Gleichermäßen ambivalent wie die Kultursphäre allgemein, die bei Karl Marx als „Überbau“ der materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse galt, die in Wirklichkeit jedoch die „Basis“ auch der Wirtschafts- und Sozialentwicklung bildet, ist auch die Stellung, die dem Weltsport-Ereignis in der Weltpolitik zugewiesen wird: Spielt es tatsächlich nach realistischen Maßstäben allenfalls in der zweiten Liga der Weltpolitik, so wird ihm im Denken sowohl der politischen Elite vieler (demokratisch wie vordemokratisch regierter!) Länder wie auch ihrer Kritiker in den Medien wie in der Politik ein überragender, durch die reale Bedeutung als *Sport-Ereignis* nicht gerechtfertigter Stellenwert zugeschrieben.

Den Hauptteil jenes ideellen Fundaments macht die Sinnggebung aus, welche die Spiele dem *kulturellen Eigensinn des Sports* selbst verdanken, vorausgesetzt, dass man diesen durch genaue Beobachtung des praktischen Sportgeschehens sowie

¹ SCHÄFERS, Manfred (2015): Der große Weltplan. Die Staatengemeinschaft beschließt neue Entwicklungsziele. Wird die Erde ein besserer Ort? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 25.9.2015

durch eine phantasievolle Suche nach Impulsen und Referenzen in der Geistesgeschichte vernünftig rekonstruiert. Eine solche Fundierung der Olympischen Idee auf eine wohlbegründete Rekonstruktion der Sportidee ermöglicht die Einsicht, dass die Spiele ihre gesellschaftliche Rechtfertigung und weltweite Faszinationskraft, genau besehen und entgegen bislang dominanter Bedeutungszuschreibungen, weder ein Friedensprojekt noch ein Erziehungsprojekt darstellen, sondern eine Neubegründung als ein *Kulturprojekt* nahelegen. Diese aber müsste eine Rücknahme von überschießenden Sinngewandungen auf den wirklichen Sinnkern bedeuten.

Das heißt: Olympische Spiele sind im Kern *ein Sportereignis*. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Das „*Nicht mehr*“ ist wichtig, um der gesellschaftspolitischen Bewertung dieses alle vier bzw. heute alle zwei Jahre wiederkehrenden Ereignisses die Enttäuschung zu ersparen, die sich unvermeidlich aus überzogenen Erwartungen ergeben muss. Das „*Nicht weniger*“ ist wichtig, weil alles darauf ankommt, den Sport von dem bildungsbürgerlich (z.T. auch religiös) erzeugten Hautgout und von der entsprechenden Geringschätzung zu befreien, es handle sich bei ihm ja nur um ein körperliches und damit irgendwie triviales Geschehen, in dem sich primitive Kampf- und Prestige-Motive und -Rituale auslebten, und ihm die zustehende Anerkennung als Mitglied im Kreise der performativen Künste zuzugestehen.

All dies ist in der vorliegenden Schriftenreihe in zahlreichen Beiträgen grundlegend und bis in viele Details hinein durchdekliniert worden. Sowohl das Postulat der Notwendigkeit für eine Neubegründung der Olympischen Idee², wie auch die Suche nach Korrespondenzen und Hindernissen für eine solche Neubegründung in einer Art von Chronologie der realen olympischen Einzelereignisse der letzten Jahrzehnte³ sind Gegenstand zahlreicher Einzelstudien gewesen. Der Ertrag dieser Auseinandersetzung mit dem olympischen Projekt muss folglich an dieser Stelle nicht erneut in extenso ausgebreitet werden. Nur so viel ist in äußerster Kürze festzuhalten, damit deutlicher werden kann, von welcher Argumentationsbasis aus die folgenden Beobachtungen und Beurteilungen vorgenommen werden:

Worin nun besteht eine solche auf ihren kulturellen Kern zurückgeführte Olympische Idee?⁴ Genau besehen sind es nur drei Faktoren. Erstens: Bei den Olympi-

² Vgl. GÜLDENPFENNIG, Sven (2004): Olympische Spiele als Weltkulturerbe. Zur Neubegründung der Olympischen Idee. Sankt Augustin; sowie DERS (2007): Sport verstehen und verantworten. Sportsinn als Herausforderung für Wissenschaft und Politik. Sankt Augustin. Kap. 4 („Olympische Spiele als Vorläufer des modernen Sports?“)

³ Beispiele hierfür sind u.a. GÜLDENPFENNIG (2004), a.a.O., Kap. 2 („Die Spiele von Sydney 2000“) und Kap. 3 („Die Winterspiele von Salt Lake City 2002“); DERS. (2006): Denkwege nach Olympia. Kulturtheoretische Zugänge zu großen Sportereignissen. Sankt Augustin. Kap. 2 („Die Olympischen Spiele von Athen 2004“) und Kap. 3 („Die Olympischen Winterspiele von Turin 2006“); DERS. (2009): Wohlbegründete olympische Politik? Lernort Peking 2008. Sankt Augustin. Kap. 5 und 6 („Olympische Spiele 2008 in Peking“); DERS. (2010): Die Würde des Sports ist unantastbar. Zur Auseinandersetzung mit Mythen des Sports. Sankt Augustin. Kap. 9 („Die Olympischen Winterspiele von Vancouver 2010“); DERS. (2013): Rückbesinnung auf ein puristisches Sportverständnis. Neun Anlässe zum Umdenken. Hildesheim. Kap. 9 („Die dritten Olympischen Spiele von London 2012“)

⁴ Eine im Gegensatz zu diesem Deutungsvorschlag gerade extensiv *weite*, möglichst alle bekannten Deutungsansätze einschließende Version bietet LENK, Hans (1972): Werte, Ziele, Wirklichkeit der Olympischen Spiele. Schorndorf

schen Spielen treffen die weltbesten Sportlerinnen und Sportler zusammen. Zweitens: Die Spiele vereinigen die weltweit verbreiteten Sportarten in einem gemeinsamen Ereignis. Drittens: Die Spiele finden nur alle vier Jahre statt und gewinnen durch diese Verknappung einen ganz besonderen, über alle anderen Sportereignisse herausgehobenen Stellenwert. Das ist auch schon alles. Aus diesen wenigen, zudem scheinbar schlichten Zutaten aber zaubert die Olympische Idee seit mehr als einem Jahrhundert eines der herausragenden periodischen Ereignisse der Weltkultur! Es braucht einen weiterreichenden ideologischen Überbau einfach nicht, wird durch diesen vielmehr in seiner in sich klaren Botschaft überfrachtet und beeinträchtigt, weil die Aufmerksamkeit irreführend fokussiert und regelmäßig durch die Realität enttäuscht wird.

Gegen einen solchen Neubegründungs-Ansatz wird aus rhetorischer Gewohnheit in Sportwissenschaft, Sportjournalismus und Sportpolitik gern eingewandt, er beruhe auf einer allzu puristischen Interpretation dessen, womit wir es bei Olympia zu tun haben. Geht es nicht insbesondere eben doch auch um Völkerverständigung und andere gesellschaftspolitisch erstrebenswerte Ziele? Eine wohlbegründete Antwort muss lauten: Nein. Wenn Olympia als Nebeneffekt dann doch tatsächlich punktuell zu solchen wünschenswerten Zielen beiträgt, dann ist das natürlich umso besser. Es gehört aber, entgegen einer unzureichend durchdachten rhetorischen Gewohnheit, nicht zum Kernbestand der Olympischen Idee, und schon gar nicht zum Auftrag der jeweiligen Ausrichter. Sie müssen lediglich sicherstellen, dass die Spiele unter optimalen Bedingungen für die Athleten stattfinden. Es geht um die Ermöglichung von globalem Sport – eben um nicht mehr und nicht weniger. Sein sinnreiches Stattfinden schafft bereits von sich aus, an olympischer Stätte selbst und vor einem weltweiten Publikum, eine Atmosphäre, die den Willen und die Fähigkeit zu internationaler Verständigung symbolisiert und demonstriert.

Und das sportlich gesehen Besondere beim olympischen Ereignis ist, dass hier sich *die gesamte Welt des Sports* selbst begegnet. Als *Sport*, und nicht nur als Wettbewerb einzelner *Sportarten* – also auch nicht unter dem harten Regime der weltweit erfolgreichsten Sportart Fußball, die ansonsten eine exorbitante Hegemonie über die übrige Welt des Sports ausübt und fast die gesamte Konkurrenz zu „Randsportarten“ degradiert. Unter dem Dach von Olympia hingegen sind alle weltweit betriebenen Sportarten gleichberechtigt und in geradezu demonstrativer gegenseitiger Achtung versammelt und genießen eine ansonsten gänzlich ungewohnte allseitige Aufmerksamkeit.

2. *Die Olympische Bewegung auf dem Weg nach Rio de Janeiro*

Im Jahr 2009 hat das Internationale Olympische Komitee die Ausrichtung seiner Spiele von 2016 an die brasilianische Metropole Rio de Janeiro vergeben. Für den gängigen Pressestil überraschend, sind hier zur Abwechslung einmal nicht direkt Korruptions- und Manipulationsgerüchte im Raum gewesen. Hätte ein solcher Verdacht nicht nahegelegen? Wie anders war es wohl möglich, dass das lateinamerikanische Schwellenland, das sich auf dem Weg zur Supermacht befindet – nach neuesten Entwicklungen genauer: zu befinden schien –, so kurz hintereinander, also

nur zwei Jahre nach den Fußball-Weltmeisterschaften, die beiden bedeutendsten Weltsport-Ereignisse ausrichten darf? Hätte man nach dem üblichen Stil nicht eine Mega-Kungelei zwischen und mit den beiden mächtigsten Organisationen des Weltsports, dem IOC und der FIFA, vermuten müssen?

Nun. Mit solchen Spekulationen muss und wird sich das vorliegende Kapitel nicht abgeben. Für die Plausibilität dieser beiden Entscheidungen, 2014 und 2016 betreffend, ist es nämlich völlig ausreichend, den beiden Institutionen *eigene*, aus der Logik ihrer je spezifischen „Organisationsrason“ heraus sich ergebende Entscheidungsgründe zuzubilligen. War das bei der FIFA die Überlegung, dass Lateinamerika und speziell Brasilien als das bekannt fußballverrückte Land schlicht wieder einmal „dran“ waren, so dürfte beim IOC den Ausschlag gegeben haben, dass es seine olympische Weltkarte endlich von dem letzten kontinentalen „weißen Fleck“ befreien wollte: Es hatten bis dahin noch nie auf der Südhälfte des amerikanischen Kontinents Olympische Spiele stattgefunden. Dass beide Ereignisse im selben Land so dicht aufeinanderfolgen, wäre dann eher ein sporthistorischer Zufall, der nicht notwendig Stoff für hintergründige Spekulationen bietet.

Eine andere Frage ist es allerdings, was ein Land wie Brasilien dazu veranlasst haben kann, sich – in eben derart kurzer Zeitspanne – zwei solche Riesenaufgaben zuzumuten. Hier könnten sich ohne gegenseitige Abstimmung zwei Entwicklungslinien gekreuzt haben: zum einen der überraschend frühe Zeitpunkt des IOC-Zuschlags, nachdem man sich möglicherweise auf einen längeren Aufenthalt in der „Warteschleife“ eingestellt hatte; zum anderen eine gewisse euphorische Selbstüberschätzung der Belastbarkeit des Landes, das sich ja zum Zeitpunkt der Bewerbungen in einem scheinbar unaufhaltsamen wirtschaftlichen und politischen Aufschwung oder Höhenflug befand.

Die Tatsachen, dass sich zum einen bereits bei der WM 2014 gewisse Überforderungs-Signale gezeigt hatten⁵, sowie zum anderen sich in der kurzen Zeitspanne seither dunkle Wolken über dem brasilianischen Entwicklungsmodell, ja über dem vermeintlich unaufhaltsamen Aufstieg der sog. Schwellenländer insgesamt zusammenbrauten, verwiesen auf ein sportpolitisches Grundproblem, für das sich keine einfachen Lösungen abzeichnen: Wegen der gigantischen Dimensionen, welche die Ausrichtung der globalen Sport-Großereignisse seit langem angenommen hat, ist die ebenfalls seit langem eingespielte Sieben-Jahres-Frist von der Vergabe bis zum Stattfinden der Spiele nicht korrigierbar. Zugleich aber ist diese Frist so lang, dass der Ausrichter in der Zwischenzeit durch innere oder äußere Entwicklungen buchstäblich „ein anderes Land“ werden kann als jenes, das den Ausrichtungsauftrag angestrebt und übertragen bekommen hat. Ein positives Beispiel für eine solche Metamorphose hatte im Verlauf der 1980er Jahre Südkorea mit der Ausrichterstadt Seoul geboten, das innerhalb weniger Jahre von einer brutalen Militärdiktatur zu einer sich festigenden Demokratie mit einer beachtlichen Wirtschaftsentwicklung mutiert war. – Wie sich inzwischen die Lage beim Olympiaausrichter Brasilien 2016 darstellte, wird in Abschnitt 7 einer kurzen Diagnose unterzogen werden.

⁵ Vgl. GÜLDENPFENNIG, Sven (2014): Vom Missbrauch des Sports. Eine unendliche Geschichte erfolgreichen Scheiterns. Hildesheim. Kap. 4 („Brasilien 2014. Fußball-WM im Land des Fußballs“)

Mit den sich hier stellenden Fragen sowie mit der allgemeinen Lage der Olympischen Bewegung am Vorabend der Olympischen Spiele von Rio 2016 wird sich das vorliegende Kapitel befassen. Dabei geht es zunächst um die grundsätzliche Frage, was überhaupt zu einer Olympiabewerbung führt. Dieser Frage wird im folgenden Abschnitt zwar hauptsächlich auf die beiden vergangenen Münchner Bewerbungen nachgegangen. Aber die dabei gewonnenen Einsichten gelten für jedes Bemühen um eine solche Ausrichtung, also auch z.B. für Rio de Janeiro 2016.

3. *Warum Olympiabewerbung? Oder:*

Wer ist Herr des Verfahrens? Im Idealfall die Olympische Idee!⁶

Warum bewirbt sich ein Land, bewirbt sich eine Stadt um die Ausrichtung von Olympischen Spielen? Natürlich: nationales Prestige; Erscheinen auf der Landkarte dieser Welt; Imagegewinn und Positionsverbesserung im inzwischen globalen Standortwettbewerb der Metropolen; indirekte Marketing- und direkte Gewinninteressen großer Unternehmen, die auf Beteiligung bei der Errichtung der Infrastruktur oder bei der Durchführung des Events spekulieren; und nicht zuletzt: persönliche Profilierungs- und Machtambitionen einzelner Sportpolitiker, die mit dem Prestige eines solchen Weltprojekts ein klein wenig unsterblich werden wollen – ein im Denken schlichterer Gemüter unter den Beobachtern besonders beliebtes mutmaßliches Motiv, weil man es für unwiderstehlich und daher im Zweifelsfalle für ausschlaggebend hält. Und sofort. All diese Motive kennt man, zumindest die Tatsache, dass sie den Bewerbern notorisch unterstellt oder von diesen selbst zur politischen oder ökonomischen Begründung ihres Engagements herausgestellt werden. Und dass das Gesamtkonglomerat dieser Motive sich inzwischen, nämlich seit Mitte der 1980er Jahre, auch in einer stetig wachsenden Zahl von tatsächlich eingebrachten Bewerbungen niederschlägt – bis dahin hat das Internationale Olympische Komitee (IOC) bei seiner jeweiligen Entscheidung über den Ausrichter der Spiele oft kaum eine Wahl gehabt –, ist nicht zuletzt eine Folge des weltweit gewachsenen Wohlstands. So erst entstehen die materiellen Grundlagen, ohne die eine entfaltete olympische Landschaft sich gar nicht herausbilden könnte.

Ist das alles? All dies wäre ja schon für sich plausibel – auch nicht illegitim. Obwohl die Glaubwürdigkeit dieser Motive durchweg belastet oder gar beeinträchtigt ist durch den Hauch des materialistisch und egoistisch Berechnenden, das sich mit den hehren olympischen Idealen nicht recht vertragen will. Aber natürlich ist es *nicht* alles. So gibt es ein unmittelbar sportlich gerechtfertigtes Motiv: Die Erringung und Aufrechterhaltung sportlicher Konkurrenzfähigkeit einzelner Athlet/innen ebenso wie ganzer nationaler Sportsysteme hängt unter den Bedingungen des heutigen Weltspitzenniveaus nicht zuletzt von nachhaltig hohen Motivationsressourcen

⁶ Die folgenden Überlegungen greifen einige Passagen aus einer Studie zu einer früheren Münchner Bewerbung auf, die zwar gescheitert ist, was aber die Motive nicht aufhebt, die zu ihr geführt haben und die für *jede* derartige Bewerbung ins Feld geführt werden können; vgl. GÜLDENPFENIG, Sven (2012): Macht und Ohnmacht der Sportidee. Sport im Spannungsfeld von Machbarkeit und Rechtfertigung. Hildesheim. Kap. 4 („Was ein Sportland der Welt schuldet. Zur gescheiterten Münchner Olympiabewerbung um die Ausrichtung der Winterspiele von 2018“)

ab. Die Ausrichtung eines Ereignisses auf Weltniveau im eigenen Land setzt oft institutionell wie individuell einen zusätzlichen Motivationsschub frei, der der Leistungsentwicklung über die gesamte Breite des Sportartenspektrums – Olympische Spiele sind ja gleichbedeutend mit einer Vollversammlung der Sportarten – zugute kommt, und das mit einer gewissen Nachhaltigkeit – das Ausrichtungsrecht für die Spiele wird ja bereits sieben Jahre vor deren Stattfinden vergeben.

Vor allem aber geht es um einen Zusammenhang, der alle Einzelmotive überwölbt, zusammenhält und ihnen einen nachrangigen Status als Hilfsargumente zuweist: Der Olympischen Bewegung kann man den Status eines Weltkulturerbes zusprechen. Und als solches ist sie zu einem nicht zu unterschätzenden Faktor im Prozess der *Globalisierung* geworden, seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und beschleunigt seit dem Ende des 20. Jahrhunderts eine der maßgeblich treibenden Kräfte jeder gesellschaftlichen Entwicklung. Eine meist unterschätzte Seite dieser umkämpften Globalisierung⁷ ist die Tatsache, dass längst weltweit auch ein Bewusstsein für die globale gemeinsame Verantwortung für Erhalt und Förderung der Kultur- und Naturschätze der Menschheit heranwächst. Nicht nur symbolischer, sondern auch handfest praktischer Ausdruck dieser globalen Verantwortungsgemeinschaft ist das *Welterbekomitee* der Vereinten Nationen (UNO) mit seinen Listen von schützenswerten materiellen und immateriellen Gütern des Weltkultur- und Weltnaturerbes samt den dazugehörigen Verfahrensregeln zur An- und Aberkennung dieses Güteprädikats. Und zu diesem Fundus gehört nicht zuletzt – obwohl bislang zu Unrecht auf keiner jener Listen als immaterielles Welterbe verankert – die *Olympische Idee* einschließlich des kulturhistorischen Werdeganges der durch sie gestifteten *Olympischen Spiele*, soweit sie den wohlbegründeten Seiten der Olympischen Idee auch in ihrem praktischen Verlauf gerecht geworden sind.

Es gibt gute Gründe, diese Spiele als konstitutiven Teil des Weltkulturerbes zu verstehen und zu behandeln – allerdings unter der Voraussetzung, dass es zugleich zu einer Neubegründung der zugrunde liegenden Olympischen Idee und damit zu einer Revision von ideologischen Fehlorientierungen kommt, welche die olympische Geschichte bisher als Ballast, als schwere Hypothek begleitet und belastet haben.⁸ Eine solche *Neubegründung*, für die eine Reihe von Denkanstößen vorliegt und die engagierter und fruchtbarer als bisher in einem umfassenden diskursiven Prozess weitergeführt werden müsste, bietet im Zusammenhang mit der angedeuteten kulturellen *Globalisierung* nun auch den Rahmen, innerhalb dessen Bewerbungen um die Ausrichtung von Olympischen Spielen solche weiterreichenden Begründungen und Rechtfertigungen erhalten müssen, die über die einleitend angeführten, meist egoistisch und materialistisch verengten Motive hinausweisen.

Der Leitgedanke hierzu lautet: Wenn die Olympische Idee Teil des Weltkulturerbes ist und wenn es ein wachsendes Bewusstsein von der gemeinsamen Verantwortung der menschlichen Welt für die Erhaltung und nachhaltige Pflege ihrer Kulturschätze gibt, dann ist auch *die gesamte Weltgemeinschaft – und das heißt: alle*

⁷ Vgl. BHAGWATI, Jagdish (2008): Verteidigung der Globalisierung. München. Diese Studie bietet eine sachlich sehr faire und aufschlussreiche Auseinandersetzung mit den Bedenken der Globalisierungsgegner jenseits der Polemik.

⁸ Vgl. GÜLDENPFENNIG (2004), a.a.O.

ihre Mitglieder – aufgefordert und herausgefordert, ihren je eigenen Beitrag hierfür praktisch einzubringen. Ein immaterielles Kulturgut wie die Olympische Idee bekommt jedoch erst dann wirkliches Leben eingehaucht, wenn es sich in seinen praktischen Ereignissen materialisieren kann. Und dies geschieht – bewährt durch die praktischen Erfahrungen einer nunmehr bereits mehr als hundertjährigen Geschichte – in erster Linie durch die empirischen Ereignisse ihrer Spiele sowie durch die nachhaltige Gewährleistung von deren zeitlich regelmäßigem und räumlich weltweit wanderndem Stattfinden. Praktisches Einbringen des je eigenen Beitrages von allen Mitgliedern der Olympischen Bewegung – und dies sind mittlerweile mehr als 200 Nationale Olympische Komitees (NOK) – bedeutet mithin allem voran die verbindliche Entsendung von Olympiamannschaften durch alle NOKs zu allen Spielen. Aber es heißt auch, dass darüber hinaus alle NOKs aufgefordert sind, die Möglichkeiten ihrer Heimatländer zur Übernahme einer weiterreichenden Verantwortung durch die Ausrichtung von Spielen zu prüfen und ggf. in Form von Bewerbungen auch tatsächlich einzubringen in die olympische Welt.

Dies allein – das heißt, dieses gleichsam altruistische Motiv, das aber wie jeder rationale Altruismus zugleich einen legitimen Egoismus bedeutet, weil man ja als Mitglied der Weltgemeinschaft stets zugleich auch Nutznießer von deren unter eigener Mitwirkung erbrachten Gesamtleistungen ist – kann der ausschlaggebende Grund dafür sein, sich um eine Olympiarausrichtung zu bewerben. Selbstverständlich beinhaltet die Bindung an den jeweils unterschiedlichen Rahmen ihrer Möglichkeiten einen immanenten Ausleseprozess. Denn nicht jedes nationale Mitglied der globalen Olympischen Bewegung verfügt von seiner Größe, seinen ökonomischen, infrastrukturellen, politisch-rechtlichen und administrativen Voraussetzungen her zu jeder Zeit über solche Kapazitäten, welche die Ausrichtung der heutigen Olympischen Spiele im Rahmen des Regelwerks des IOC erfordern. Aber alle diejenigen, denen solche Kapazitäten verfügbar sind, stehen grundsätzlich unter jener Herausforderung, ihre Mitverantwortung für das globale olympische Projekt unter Beweis zu stellen. Dass sie zusätzlich auch ihre je eigene nationale oder lokale Interessenlage in der Abwägung berücksichtigen, ob und wann sie sich in den Kreis der Bewerber einreihen, bleibt selbstverständlich unbenommen. Aber es sollte deutlich geworden sein, dass die Entscheidung für eine Olympiabewerbung nicht allein der *Schubkraft* geschuldet sein kann, die auf das *Wollen* individueller nationaler bzw. lokaler Bewerber zurückgeht, sondern mindestens gleichermaßen der *Zugkraft*, die auf das *Sollen*, auf den Aufforderungscharakter der kollektiv geltenden globalen Olympischen Idee zurückzuführen ist.

Bhagwati hat das Wechselspiel zweier Faktoren in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung gestellt: „Die beiden wichtigsten Kräfte des 21. Jahrhunderts sind die wirtschaftliche Globalisierung und das gewaltige Wachstum der Zivilgesellschaft in den meisten Ländern. Diese Erkenntnis ist die vielleicht wichtigste Beobachtung im Hinblick auf die Entwicklung moderner Konzepte angemessener Governance. Und es besteht die Möglichkeit, dass die beiden Kräfte gemeinsam für diesen Zweck eingespannt werden können, um die Globalisierung so zu gestalten, dass das eintritt, was ich gerne als einen geteilten Erfolg bezeichnen möchte.“⁹

⁹ BHAGWATI (2008), a.a.O., 352

Globalisierung und Zivilgesellschaft: Die Olympische Bewegung hat teil an beiden Antriebskräften der heutigen Entwicklung. Denn ihre Idee strahlt weltweit aus, ihre nicht-staatlich verfassten Organisationen operieren weltweit. Sie liegt damit also eigentlich „voll im Trend“. Getrübt wird diese scheinbar strahlende Perspektive allerdings dadurch, dass die Olympische Bewegung zugleich teilhat an den Schattenseiten der beiden Antriebskräfte, die deren Schwung lähmen und deren Überzeugungskraft und Attraktivität beeinträchtigen. Dazu gehören ein nach wie vor erkennbares westliches Hegemoniestreben – genauer: eine wie selbstverständliche, nicht hinreichend reflektierte Fortführung der aus der Gründungs- und Frühphase der internationalen Sportbewegung im 19. Jahrhundert geerbten europäisch-nordamerikanischen Dominanz – sowie die zersetzende Wirkung der Korruption.

Ein Verdienst, aber ein durchaus auch zweifelhaftes, der wissenschaftlichen und medialen *Olympiakritik* besteht darin, diese Schwächen zwar zu markieren, aber sie gleich zum Zerrbild eines Molochs zu verzeichnen, statt in erster Linie die Chancen herauszuarbeiten und herauszufordern, die in dem Gesamtprojekt der Olympischen Bewegung angelegt sind. Dass die Olympische Bewegung eine dominierende und uneingeschränkt überzeugende Rolle weder bei der wirtschaftlichen Globalisierung noch bei der politischen Zivilisierung zu spielen vermag, liegt a) an ihrer strikten, gleichsam egoistischen Fixierung auf ihr kulturelles Partikularprojekt, wodurch ihr Gesamtgewicht in ihrer gesellschaftlichen Umwelt geschmälert wird; b) an ihrer entsprechend geradezu „autistischen“ Beschränkung auf ein einziges Projekt: das verlässlich regelmäßige und über den Globus wandernde sportgerechte Stattfinden der Olympischen Spiele; c) an der ihrerseits mangelnden Kontrolle durch demokratische politische und rechtliche Öffentlichkeiten, was der Korruptionsneigung bei ihren Amtsträgern viel Spielraum lässt; sowie d) an ihrer folglich unzureichenden Glaubwürdigkeit und öffentlichen Autorität, die sich aus den anderen Momenten ergibt. Sie ist kein Allrounder, kein Generalist. Sie kann somit nur ein Mitläufer und Beiträger sein, aber kein Vorreiter, kein Dirigent der laufenden allgemeinen Globalisierungs- und Zivilisierungsprozesse.

Wegen ihrer Verpflichtung und Beschränkung auf die verlässliche praktische Gewährleistung von punktuellen Projekten – Olympische Spiele, Welt- und Kontinentalmeisterschaften –, sowie aufgrund der Knappheit an eigenen ökonomischen Ressourcen stehen Sportorganisationen in einer strukturellen Abhängigkeit von Wirtschaft und staatlicher Politik. Folglich können sie auch kaum deren potentiellem Fehlhandeln *gegenüber* als unabhängige Kontrolleure und Mahner auftreten. Sie sind vielmehr primär auf *Kooperation* mit ihnen verwiesen und angewiesen. Dadurch würde das kritische Potential gefesselt, sofern dessen Freisetzung denn überhaupt gewollt wäre. Das heißt: Die Autonomie des Sports *muss* notwendig eine durch Wirtschafts- und Staatsmächte gestützte und geschützte (als Kehrseite der Medaille im negativen Fall aber zugleich auch bedrohte!) sein. Denn der Sport wie jeder Kulturbereich verfügt über keine eigene, autarke Durchsetzungsmacht ökonomischer, politischer, rechtlicher oder gar polizeilich-militärischer Art. Seine Autonomie hängt somit an der rechts- und kulturstaatlichen Verfasstheit, an der gelebten demokratischen politischen Kultur sowie an der verlässlichen Anerkennung seines Autonomieanspruchs in der Gesellschaft, in die er jeweils eingebettet ist. Sind diese Bedingungen – und dies muss man noch immer für die Mehrzahl der

globalen Staatengemeinschaft unterstellen – *nicht* in hinreichendem Maße gegeben, wankt oder schwindet entsprechend seine Autonomie.

Mit den Paradoxien dieser Konstellation hat die internationale Sportpolitik einen permanenten aufreibenden Kampf auszufechten. Die Sportkritik lastet das allfällige Scheitern in diesem Kampf allzu leicht exklusiv einem Versagen der Sportpolitik an. Stattdessen müsste eine an wirklicher Aufklärung interessierte Beobachtung nach genaueren „Messverfahren“ für die Beurteilung der tatsächlichen Verantwortungs-*Verteilung* bei solchem Scheitern suchen. Nicht zuletzt täte es aber auch gut, sich hin und wieder zu verständigen über die Dimensionen und damit über eine angemessene Einordnung der Größenordnung des Kritikwürdigen im Handeln von Sportinstitutionen. Die internationalen Sportverbände – und unter ihnen nicht einmal die FIFA und das IOC, die stets besonders im Fokus stehen – sind nicht der Vorreiter bei den genannten Schattenseiten, wie die Sportkritik gern suggeriert. Die wirklichen „Großmeister“ von Hegemonialstreben und Korruption agieren auf ganz anderen Feldern als auf denen des Sports.

Darüber hinaus ist es für ein angemessenes Urteil über die Stellung des Sports innerhalb solcher institutioneller Fehlentwicklungen unabdingbar, zwischen zwei Ebenen seiner Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit von außersportlichen ökonomischen und politischen Vorgaben klar zu unterscheiden: Seine weitreichende Abhängigkeit von den durch Privatwirtschaft und Staat bereitgestellten ökonomischen und infrastrukturellen *Ressourcen* ist grundsätzlich nicht gleichbedeutend mit einer entsprechenden Hörigkeit in bezug auf seine inhaltlichen *Sachaufgaben*. Dependenz von *materiellen* Ressourcen darf eben keineswegs gelesen werden als gleichbedeutend mit zwingender *interinstitutioneller* Dependenz der Sportinstitutionen von institutionellen Trägern anderer außersportlicher Interessen. Ein Vergleichsfall ist das Bundesverfassungsgericht. Ähnliches gilt für die unabhängigen Notenbanken in demokratischen Staaten: Sie sind rechtlich und ökonomisch von Verfassung und Parlament eines Staates getragen, um unabhängig von dessen Einfluss die Verfassungskonformität von dessen Wirken zu kontrollieren und zu gewährleisten. In genau diesem Spannungsfeld steht die vieldiskutierte *Autonomie des Sports*. Die *Herausforderung an wohlbegründete Sportpolitik* besteht folglich darin, die Autonomie der kulturellen Sportidee in eine entsprechend allein dieser Idee verpflichtete Sportpraxis umzusetzen, *obwohl* jene politisch-ökonomische *Dependenz* besteht und folglich von dort her außersportliche (und damit oft auch offen sportwidrige!) ökonomische und politische Interessen in das Sportsystem hineindrängen. Die publizistische Sportkritik weigert sich in der Regel, die Notwendigkeit dieser strikten theoretischen Unterscheidung anzuerkennen und unterstellt, die partielle Dependenz in materieller Hinsicht hebe per se und generell jeden begründeten Autonomieanspruch auf und entziehe folglich entsprechenden rhetorischen Absichtserklärungen oder praktischen Bemühungen von Sportpolitikern schon von vornherein die Legitimation und Glaubwürdigkeit.¹⁰ In der Debatte zur Begründung und Legi-

¹⁰ Idealtypisch hat ein Kommentar zur Münchner Bewerbung für 2018 diese Aufhebung der Unterscheidung zwischen ideeller Autonomie und materieller Dependenz, die vermeintlich irreversible Verschmelzung von kultureller und kommerzieller Seite des Olympismus auf den Punkt gebracht: In den Konflikten um München 2018 gehe es „um den Kern dessen, was die Olympi-

timation von Sportpolitik wird fast immer nur gleichsam *von außen nach innen* gedacht: Die anonymen Mächte der „Gesellschaft“ wirken von außen auf den Sport ein, formen ihn und bestimmen über alle Einzelentwicklungen. Dabei wird die luhmannsche Einsicht in die Fähigkeit, ja in den Zwang zur Selbstorganisation von Systemen, ja zur operativen Geschlossenheit ihres Handelns schlicht übergangen. Übersehen oder unterschätzt wird, wie sehr der Sport als autonomer „Organismus“ selbst den Prozess der Akquirierung von Ressourcen und der selektiven Zulassung bzw. Ausschließung von gesellschaftlichen Faktoren in seinem Feld steuert.

Ein sprechendes Beispiel hierzu bietet der Olympische Kongress 1981 in Baden-Baden, an dessen aus eigener sachlicher und politischer Autorität des Sports (und dort sogar unter maßgeblicher Mitwirkung von Spitzenathlet/innen!) getroffene wegweisende Entscheidungen man aus Anlass seines 30jährigen Jubiläums erinnert hat.¹¹ Üblicherweise wird die Geschichte dieses Kongresses und seiner Folgen erzählt als Kapitulation bzw. *Unterwerfung* des Olympismus unter das Diktat der totalen Kommerzialisierung, insbesondere unter der Ägide von IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch. Dieser Vorwurf klang stets so, als wollte er behaupten, die Sportverbände öffneten den Weltkonzernen, die sie für ihren Sponsorenpool gewonnen haben, wahl- und bedingungslos die Tore zur Ausbeutung und Steuerung des Sports allein für ihre Gewinninteressen.¹²

Solche Pauschalunterstellungen fanden in der öffentlichen Diskussion einen Resonanzboden in dem verbreiteten diffusen Ressentiment, dass sich Sport und Geld grundsätzlich nicht miteinander vertragen und dass folglich „zu viel Geld im Sport“ automatisch dessen Idee zerstören müsse. Einem genaueren Blick, der nicht getrübt ist durch Coubertins vielzitierte, aber irreführende Alternative „Markt oder Tempel“ – der Sportplatz kann *weder* das eine *noch* das andere sein! – oder durch eine Phobie eben gegen jede Verbindung zwischen Sport und „Mammon“¹³, ist eine andere Erzählung weitaus plausibler: dass nämlich der Sport *selbst* seither die ökonomische Ressourcenbasis für seine *eigene* globale Entwicklung so erschlossen und

schen Spiele ausmacht: um den Kommerz“, so SCHÄFER, Ulrich (2010): Olympische Nöte. In: Süddeutsche Zeitung (SZ) vom 15.7.2010. Der *Kommerz* also hat von nun an – genauer: seit Baden-Baden 1981 – zu gelten als *Kern dessen, was die Olympischen Spiele ausmacht?* Immerhin löst dieser Kommentator seine zunächst apodiktische Feststellung dann doch wieder in zweifelnde Nachfragen auf: „Wie sehr darf man die Spiele den Interessen des Geldes unterwerfen? Und wie sehr darf sich die Politik dem unterwerfen? Oder geht es bei Olympia nicht doch um mehr?“

¹¹ Vgl. SIMEONI, Evi (2011d): Der Kongress, der Olympia reich machte. In: FAZ vom 28.9.2011; zur Würdigung des Kongresses aus zeitgenössischer Sicht vgl. GÜLDENPFENNIG, Sven (1982): Wegweiser in die Zukunft der Olympischen Bewegung. Zwischenbericht 1981. Köln

¹² Solche kritischen Unterstellungen folgen einem Muster, wie es schon aus der historischen Kirchen-Kritik geläufig ist. So wie es z.B. bei Leopold von RANKE über Papst Julius II., den eigentlichen Gründer des Kirchenstaates, heißt: „Er sorgte nur dafür, dass er immer bei Gelde war, um den günstigen Augenblick mit voller Kraft ergreifen zu können: Er wollte, wie ein Venezianer treffend sagt, der Herr und Meister des Spieles der Welt sein“ – so RANKE, Leopold von (1996): Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Essen (Erstveröffentlichung 1834-1839). 44. – Haftet nicht auch dem IOC seit jeher ein Hauch von Vatikan an, im Hellen wie im Dunklen, im Guten wie im Verwerflichen, wie es wohl zumindest als vage Ahnung hinter aller IOC-Kritik steht? Aber man lese Ranke genau! Er wertet diese materielle Orientierung des Papstes nicht als schnöde *Bereicherungssucht*, sondern als kluge Voraussetzung für *politische Handlungsfähigkeit*.

¹³ Vgl. u.v.a. KNECHT, Willi (Hrsg.) (1997): Sportreport – Mammon statt Mythos. Berlin

erweitert hat, dass seine Unabhängigkeit und Widerstandskraft gegen politische Pressionen gestärkt wurden. Zudem hat er durch Aufhebung des sog. Amateurparagraphen, mit dem der Sport eine kuriose und sachlich unbegründete Sonderstellung unter den Künsten bezogen hatte, die Olympischen Spiele für die Gesamtheit der weltbesten Athleten, also gerade auch für die Profis geöffnet, sofern sie sich der Geltung der olympischen Regeln unterwerfen. Zwar ist damit abermals das Gewicht des dort ehemals verpönten ökonomisch rechnenden Denkens innerhalb der Olympischen Bewegung verstärkt worden. Aber dies wird allemal aufgewogen durch den Gewinn an sportlicher Substanz, der damit verbunden ist.

Kurioserweise sind diejenigen Kritiker, die dem IOC oder der FIFA gern entrüftet vorwerfen, sie diktierten den Ausrichtern ihrer Championate und Spiele die ökonomischen Bedingungen, dieselben, die diese Sportverbände wegen ihres vermeintlichen Kotaus vor dem Diktat des großen Kapitals geißeln. „Wer wen?“ fragte einst Lenin – wer also ist in diesem Machtspiel nun der große Diktator? Wer ist Herr des Verfahrens: „der Sport“ oder „der Kommerz“? Ist der Sport tatsächlich generell unter das Diktat des großen Geldes geraten oder bestimmt – cum grano salis – der Sport noch immer über die Regeln, nach denen das Geld Zutritt erhält und mitspielen darf? Und cui bono: Gewinnt oder verliert die kulturelle Sportidee dadurch, dass die materielle Basis für ihre Verwirklichung verbreitert wird und damit *auch* ökonomische Rücksichten auf ihrem Feld Einfluss gewinnen?

Durch Ungenauigkeiten in der gängigen Sportkritik wird meist der irreführende Eindruck erweckt, die seit den 1980er Jahren stark angestiegenen Kapitalströme innerhalb der globalen Sportszene unterlägen ausschließlich dem für die Strategien privatwirtschaftlicher Unternehmen typischen selbstzweckhaften Gewinnstreben, das sich nun auch den Sport unterworfen habe nach dem Muster: Die mit dem Olympischen Kongress von Baden-Baden 1981 verbundenen Entscheidungen „öffneten dem Kommerz das Tor zu den Spielen“¹⁴. Andere drücken ihren unbezähmbaren Abscheu vor der gesamten Szene noch weitaus unverblümter aus, wenn für sie Entscheidungen des IOC z.B. bei der Vergabe von Sotschi 2014 „nichts als ein Kotau vor der Macht der Moneten“¹⁵ ist.

Bei dieser allzu schlicht analogisierenden Sichtweise wird jedoch unterschlagen, dass große Teile der durch den Sport mobilisierten Kapitalzirkulation *innerhalb des Sports selbst* verbleiben und dort – übrigens als *kleinster* Faktor in der sporttypischen dreigliedrigen Finanzstruktur aus sporteigenen Subsistenzmitteln, öffentlicher Subventionierung und eben punktueller privatwirtschaftlicher Intervention! – auf diese Weise dessen eigene Entwicklung fördern. Und nicht zuletzt wird auch für die an diesem Zusammenwirken beteiligte Seite der pauschal verdächtigten Wirtschaft *das* als Möglichkeit gänzlich ausgeschlossen, was sich dort tatsächlich zu einer immer stärker werdenden Tendenz entwickelt hat: ein Umdenken bei vielen Unternehmen in Richtung einer *Corporate Social Responsibility*.¹⁶ Dass es em-

¹⁴ SIMEONI (2011d), a.a.O.

¹⁵ WEINREICH, Jens (2007a): Hornberger Schießen. An Münchens Olympiabewerbung sind die Kardinalprobleme deutscher Sportpolitik zu besichtigen. In: Berliner Zeitung (BZ) vom 15.8.2007

¹⁶ Zu einer solchen skeptischen, aber zugleich differenzierten Bewertung heutiger Unternehmensstrategien und darunter auch der neuen Betonung von Corporate Social Responsibility vgl. u.a. CROUCH, Colin (2011): Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Berlin; ferner KLEIN,

pirisch dort wie auch innerhalb der sportpolitischen Institutionen nach wie vor hartnäckig beharrende Tendenzen auch zu einer „Corporate Social Irresponsibility“¹⁷ gibt, woran mit dem im Herbst 2015 bekannt gewordenen VW-Skandal wieder schlagzeilenträchtig erinnert wurde, ist zwar ein unbestreitbares Übel, das aber die gegenläufigen Entwicklungen keineswegs in ihrer Bedeutung dementieren oder annullieren kann.

In Wirklichkeit geht es im Interesse einer wohlbegründeten Urteilsbildung darum, jenen Unterschied zwischen unabdingbarer kultureller Autonomie der Sportidee und unvermeidlicher politisch-ökonomischer Dependenz der Sportinstitutionen zu verteidigen sowie die aus diesem Unterschied entspringende sportpolitische und sportpraktische Wirklichkeit *in jedem konkreten Einzelfall* unter der Frage zu beobachten und zu beurteilen, *ob und inwieweit* sie dieser Unterscheidung tatsächlich Rechnung trägt oder nicht. Kritik ist *stets dann* gerechtfertigt und geboten, wenn das praktische sportbezogene Handeln selbst diesen Unterschied tatsächlich einebnet und in der Folge den Sport zum Instrument sportwidriger außersportlicher Interessen macht. *Wenn* also Träger der Sportidee (Aktive, Funktionäre, Trainer, Sportmediziner, Zuschauer) Übergriffe auf den *sportpraktischen Kern* des treuhänderisch ihrer Verantwortung überlassenen kulturellen Handlungsfeldes dulden oder gar selbst praktizieren, – dann ist in der Tat schärfste Kritik geboten. Wenn diese Übergriffe aus dem Sport selbst heraus kommen, also sogar unmittelbar von seinen eigenen Trägern zu verantworten sind in Gestalt von Doping, Wettmanipulation usw., dann handelt es sich um *Verrat*. Und so wie früher im staatlichen Raum Hochverrat mit dem Tod bestraft wurde, wird der Verrat an der Sportidee zu Recht mit dem „sportlichen Tod“, also mit dem Ausschluss aus dem sportlichen Wettbewerb bzw. aus der sportpolitischen Verantwortung geahndet.

Kritikwürdig sind selbstverständlich auch Übergriffe auf die *sportinstitutionelle Peripherie* durch ökonomische Erpressung, politische Bevormundung, juristische Freiheitsbeschränkung oder korruptive Manipulation. Aber diese Übergriffe und ihre Kritik spielen auf einer anderen Bühne. Sie provozieren dann keine *Sportkritik* im engeren Sinne mehr, sondern *Institutionen-Kritik* und die Kritik einer *entgleisten Politik*, die im Sport wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen ähnliche Erscheinungsformen zeigt. *Unbillig* hingegen ist eine Kritik, die solche Unterscheidungen verweigert oder deren Sinn und Notwendigkeit nicht erkennt, sowie in pseudorealistischer Attitüde dem Sport aufgrund jener unaufhebbaren Grundspannung jegliche Fähigkeit zu einem unabhängigen Handeln abspricht. Ein immer wieder staunenswertes Schauspiel ist es, mit welcher Nonchalance wissenschaftliche und publizistische Sportkritiker über das Aufklärungspotential solcher Unterscheidungen hinweggehen und stattdessen lieber apodiktisch endgültige Abschiedserklärungen an die Autonomieansprüche des Sports verkünden. Eine solche scheinbar nüchtern realistisch aufklärerische, in Wirklichkeit aber nichts als pessimisti-

Katharina (2011): Neues Interesse am ehrbaren Kaufmann. Immer mehr Unternehmen spüren eine gesellschaftliche Verantwortung. Als Teil der Gesellschaft möchten sie zu deren Entwicklung beitragen – und zum eigenen Nutzen. In: FAZ vom 22.8.2011

¹⁷ GREIVE, Martin (2015): Corporate Social Irresponsibility. Häufig ist das Engagement von Konzernen für Umwelt und Soziales reine PR. Die Unternehmen werden umdenken müssen – allen voran Volkswagen. In: Welt am Sonntag (WamS) vom 4.10.2015

sche Attitüde mündet in den letztlich zynischen Fatalismus eines „Es ist eh alles egal“ und „Da kann man gar nichts ändern“. Generalverdacht und Generalabsolutio- n für eine verfehlte Sportpolitik fielen dann letztlich zusammen. Denn nach die- sem Kritikmuster ließe sich das Unheil ohnehin nicht abwenden, weil es von über- mächtigen Kräften gesteuert, ja schicksalhaft verhängt würde. Eine solche Art von Kritik, wenn man sie denn ernst nähme, entzöge folglich jedem begründeten sport- politischen Engagement die Basis, das sich auf die Autonomie des Sports beruft und dieser auch praktische Geltung zu verschaffen sucht.

In ebendiesem Spannungsfeld bewegt sich ein konkretes einzelnes Projekt wie die Bewerbung um die Ausrichtung von Olympischen Spielen. Wie in allen Fällen der sportpolitischen Meinungs- und Urteilsbildung muss man sich mithin auch im Fall der Münchner Bewerbung hüten vor allzu kurzschlüssigem Denken, das selektiv auf wenige, prima vista besonders auffällige Aspekte fokussiert bleibt und dabei wichtigere, vielleicht sogar ausschlaggebende Kriterien unbeachtet lässt. Will man der Problemlage wirklich gerecht werden, wird man sich z.B. nicht darauf be- schränken können, das *subjektive* Interesse des Bewerbers (bzw. der zahlreichen individuellen Machtfaktoren und Akteure, die sich letztlich in der Bewerbung bün- deln) in den Blick zu nehmen. Selbstverständlich bleibt dieses subjektive Interesse wirksam und kann nicht einfach ignoriert werden. Aber es muss stets in angemes- sene Beziehung gesetzt werden zu den *objektiven* Erfordernissen, die das Kulturgut Olympische Idee in die von subjektiven Interessen durchsetzte gesellschaftliche, kulturelle, ökonomische und politische Gesamtlandschaft setzen.

Der Wettbewerb im Bewerbungsverfahren um die Ausrichtung ist in Wirklich- keit ein *Dreifach-Geschehen*. Dessen drei Wettbewerbe laufen nach gänzlich unter- schiedlichen Regeln ab: der *sachliche* Wettbewerb nach vielen, inzwischen streng geregelten Kriterien, die insbesondere die sportpraktischen und infrastrukturellen Bedarfe von Sportbetrieb, Unterbringung und Verkehr betreffen; der *politische* Wettbewerb nach wenigen vagen Regeln, darunter vor allem der (heute als zu grob erkannte) Kontinentwechsel zwischen „Europa“ und „Übersee“ sowie das Bestre- ben um die Erschließung neuer Sportregionen; schließlich der *heimliche* Wettbe- werb nach der Regel, dass die dreistesten Korruptionsversuche sich durchsetzen. Diese drei Wettbewerbe in einem überlagern sich in einer derart undurchdringli- chen Weise, dass Verlauf und letztlisches Ergebnis unkalkulierbar sind. Und nur der erstgenannte der drei Wettbewerbe ist von den Bewerbern selbst steuerbar durch eigene, anhand klar definierter Kriterien messbare Leistungen.

Diese für die Bewerber unbefriedigende, weil unkontrollierbare, hoch spekulati- ve und nur punktuell beeinflussbare Konstellation wird noch verstärkt durch die Struktur des Entscheidungsorgans IOC, dessen rund 100 Mitglieder in je individu- eller Auswahl und Mischung einer Vielzahl von einwirkenden Motiven (darunter hin und wieder sicher auch fragwürdige oder gar verwerfliche) ihre persönliche Entscheidung treffen, für die sie keine öffentliche Rechenschaft abzulegen brau- chen. Angesichts dieser befremdlich anmutenden Konfiguration des Bewerbungs- prozesses, die eher an Arkan- bzw. Parawissenschaften wie die Astrologie oder Al- chimie erinnert als an die Transparenzgebote demokratischer Entscheidungsverfah- ren, ist es *allein eine Frage des politischen Willens* von Bewerbern, sich trotz aller Unwägbarkeiten und trotz des hohen Scheiternsrisikos in diesen Wettbewerb zu

begeben. Es ist ein harter Wettbewerb, in dem es keine klaren Siegchancen gibt und in dem folglich allein die unbedingte Entschlossenheit zählt, es trotz allem versuchen zu wollen. Wenn nötig, auch in mehrfachen Anläufen.

Gleichwohl bedeutet es – selbstverständlich in Verbindung mit auch rein partikularistischen und egoistischen Spekulationen – ein deutliches Zeichen für den weltweit gewachsenen Nimbus der Sportidee wie für die gleichermaßen gewachsene Einsicht in die gemeinsame Verantwortung aller für die Entwicklung der Weltkultur, *dass* der Wettbewerb um die Ausrichtung von Olympischen Spielen trotz aller Ungewissheiten immer härter und umkämpfter wird. Auf vermeintlich selbstverständliche Ansprüche wie etwa Athen zu den Jubiläumsspielen von 1996 oder München für 2018 als Sachwalter der olympischen Tradition kann unter diesen Umständen kein Bewerber mehr mit guten Gründen pochen.

Noch einmal also die Frage: *warum Olympiabewerbung?* Einige wenige souveräne Stimmen in dem meist in kleinem Karo auftretenden Chor des Bewerbungstreits um München und besonders Garmisch-Partenkirchen versuchten die Aufmerksamkeit auf den Kern zurückzulenken. Aber auch sie kamen bemerkenswerterweise nicht hinaus über das, was auf die Ebene zweitrangiger, behelfsmäßiger oder gänzlich zweifelhafter Gründe zu verweisen ist. Ein sprechendes Beispiel bot ein mahnender Kommentar, mit dem Jörg Hahn mitten im laufenden Münchner Bewerbungsverfahren an ein paar Selbstverständlichkeiten erinnern wollte, ohne die eine verstärkte öffentliche Akzeptanz nicht zu erreichen sei – und dabei zielsicher den Kern des olympischen Projekts aus dem Auge verlor:

„Eine Herzensangelegenheit wird eine Olympiabewerbung nicht dadurch, dass die Bundeskanzlerin sie zur ‚nationalen Aufgabe‘ erklärt. Man muss über die Olympische Idee reden, die manchem antiquiert erscheinen mag, aber gleichwohl alle zwei Jahre fasziniert und sich im praktischen (Sport-)Leben bewährt. Deshalb ist die Münchner Bewerbung um die Olympischen Winterspiele 2018 nicht ein Größenwahnsinniges Unterfangen, wie einige Kritiker meinen, sondern ein wichtiges Projekt – für den Sport und für die Gesellschaft. (...) Winterspiele in der Heimat können eine neue Generation von Spitzensportlern beflügeln (...). Große Sportereignisse – und es muss nicht immer Fußball sein – können Identität und ein Gefühl der Einheit erzeugen. Zudem lässt sich mit Organisationstalent und Gastfreundschaft weltweit punkten. (...) Olympische Spiele vor der Haustür und nicht nur am Fernsehschirm erleben zu können, das darf man sich etwas kosten lassen, denn ein gelungenes Sportfest zeigt noch Jahrzehnte später Wirkung. Dafür steht auch München – mit seinen ‚heiteren Spielen‘ von 1972. (...) Über den unbestreitbaren Nutzen einer gut gemachten Olympiabewerbung für den Ausrichter und für den Sport des Landes spricht derzeit aber kaum jemand. Stattdessen werden alte Ressentiments aufgewärmt. (...) Am wichtigsten ist, dass die Bevölkerung – und zwar nicht nur in Bayern – die Spiele will.“¹⁸

Um einen solchen Mobilisierungseffekt zu erreichen, um für die wünschenswerte breite Zustimmung zu werben, will Hahn also „über die Olympische Idee reden“. Recht hat er. Aber worüber redet er dann tatsächlich? Eine neue Generation von Spitzensportlern beflügeln, Identität und ein Gefühl der Einheit erzeugen, mit Or-

¹⁸ HAHN, Jörg (2010): Berauschte Augenblicke. In: FAZ vom 31.7.2010

ganisationstalent und Gastfreundschaft weltweit punkten, Nutzen für den Ausrichter und für den Sport des Landes – so lauten seine Stichworte. Sicherlich sind sie alle bedenkenswert, der kulturelle Eigensinn der Sportidee jedoch bleibt bei einem solchen auf den Kollateralnutzen fixierten Denken leicht auf der Strecke.

Der Autor legte aus jener wohlwollend-konstruktiven Haltung gegenüber der deutschen Olympiabewerbung noch einmal nach: „Was erwarten wir vom Sport? Natürlich zuerst und vor allem, dass er schöne, emotionale Bilder produziert. (...) Wer Sport nur konsumiert, in einer Arena oder am Bildschirm, will Spektakel, Spannung, Sieger, Verlierer, Helden, große echte Gefühle, nicht nur gespielte wie im Kino oder im Theater. (...) Selbst für ein Land wie Deutschland, das seinen Ruf in der Welt nicht über Sport definiert, ist es wertvoll, mitreißende Olympiasieger zu haben, eine Fußball-Nationalelf, die spielerisch globale Aufmerksamkeit und Anerkennung hervorruft, oder Weltstars wie Formel-1-Weltmeister Sebastian Vettel und Golfer Martin Kaymer. Sporterfolge und Medaillen können Leistungswillen und Leistungsfähigkeit eines Landes auf besonders sympathische Weise dokumentieren. Nach außen stellt sich oft ein erheblicher Imagegewinn ein, nach innen schafft Sport Zusammenhalt und Identifikation – und kann sogar in schwierigen innenpolitischen Debatten (wie über Integration) Zeichen setzen. (...) Stadt und Region brauchen diese Spiele nicht unbedingt. Doch der Sport benötigt dieses nachhaltige Projekt. Eine solche Herausforderung macht nicht bloß in der Wirtschaft Finanzmittel locker und bringt politischen Rückenwind. Diese gewaltige Aufgabe setzt Vereine und Verbände (durch die Paralympics 2018 auch im Behindertensport) unter Druck, endlich wieder frische Ideen zu entwickeln, von denen dann über Jahrzehnte profitiert werden kann.“¹⁹

Was für eine Liste olympischer Wohltaten! Natürlich ist an allem Genannten etwas dran. Aber liest man richtig? *Das also soll die Kernsubstanz jener Olympischen Idee sein, die Jörg Hahn zu Recht anmahnen will?* Er meint es ernst, und man mag es doch nicht glauben. Denn seine Argumente spielen ausschließlich auf verschiedenen, meist sogar sportfernen *Nebenplätzen*, während der *Centercourt*, auf dem eigentlich das pralle sportliche Leben neben allen anderen Künsten zelebriert werden müsste, *verwaist* ist. Der olympische Centercourt ist jenes Mosaik des Welterbes, zu dem die Olympischen Spiele einst in der Antike ihre tausendjährigen und nun in der Moderne auch schon wieder ihre hundertjährigen unverwechselbaren und unersetzbaren Steine beige-steuert haben. Gegenüber den materiellen Gütern dieses Welterbes haben die Spiele ja zudem den unschätzbaren Vorzug, dass sie nicht nur als tote und stationäre Hinterlassenschaft einer großen Vergangenheit unbeweglich an einem einzigen Ort der Weltkultur stehen und auf seine weltweiten Besucher warten, sondern ein gelebtes und sich ständig fortentwickelndes Erbe verkörpern und zudem zu den Menschen hin um die Welt wandern wie eine Wanderausstellung mit berühmten Gemälden.

Ja, da hat Jörg Hahn recht: *Diese Idee in die Tat umzusetzen, das darf man sich wirklich etwas kosten lassen!* Der primäre Nutzen aus den Kosten aber, die den Bewerbern um Olympiiausrichtung erwachsen, besteht nicht in den abrechenbaren,

¹⁹ HAHN, Jörg (2011): Für München zählt nur Gold. Was geht uns eigentlich Olympia 2018 an? Deutschland braucht Sportstars und Spitzenereignisse. In: FAZ vom 3.1.2011

direkten materiellen Vorteilen, die für die Ausrichterregion, die einheimische Wirtschaft und Bevölkerung generiert werden. Er besteht in der Bereitstellung eines Begegnungsfeldes, jener Bühne, auf der die internationalen Sportverbände für die gesamte Sportwelt ihre sportlichen Dramen aufführen können und an denen der je eigene nationale Sport partizipieren kann, wenn andere diese Ereignisse ausrichten. So wie übrigens der primäre Nutzen aus jenen Kosten, die einem Land aus der Förderung seiner Spitzenathlet/innen entstehen, auch nicht darin besteht, dass diese Athlet/innen Medaillen für ihr Land „holen“²⁰. Sondern darin, dass das Land mit seinen besten Sportler/innen konkurrenzfähige Menschen in den internationalen Wettbewerb entsendet, damit dieser überhaupt stattfinden und gelingen kann. Und zwar ebenfalls zum Nutzen der gesamten Sportwelt und keineswegs nur derjenigen Nationen, die es bis in den Medaillenspiegel schaffen.

Der internationale Sport lebt von dieser arbeitsteiligen bzw. umschichtigen Übernahme der Lasten, welche die kontinuierliche Gewährleistung des ungemein vielfältigen und kulturell reichhaltigen globalen Sportbetriebs aufwirft und welche die internationalen Sportorganisationen allein aus ihren beschränkten Eigenmitteln niemals bestreiten könnten. Eine wohlbegründete, das heißt eng auf den sportlichen Sinnkern fokussierte Olympische Idee verleiht diesem nur durch möglichst breite Verteilung seiner materiellen Lasten zu stemmenden Mammutprojekt gleichsam den feierlich-festlichen ideellen Rahmen. Das Gros der Sportkritiker hingegen beschreibt in einer befremdlichen Blickverengung die *Sachwalter* dieses gewaltigen globalen Sportprojekts, welche die *internationalen Sportverbände* (und ja: selbst die FIFA und das IOC!) ungeachtet aller unbestreitbaren Fehlleistungen nach wie vor und sogar mehr als je sind, heute gern mit dem *Bild von Wegelagerern*, welche die lokalen oder nationalen Ausrichter ihrer Meisterschaften und Spiele rücksichtslos ausplündern. Kaum ein Bericht über die Bedingungen, die in Host-City-Verträgen den Ausrichtern auferlegt werden, der nicht mit diesem unzureichend durchdachten, also pseudokritischen Vorwurf argumentieren würde. Aber kein geordneter Gedanke daran, wie anders denn der globale Sportbetrieb in seinen heutigen, wirklich die gesamte Welt umfassenden Dimensionen sachgerecht aufrechterhalten werden könnte.

Nachdenkliche Mahnungen also erinnern daran, dass man über die Olympische Idee reden muss, wenn man sie befördern will. Aber selbst solches Reden dringt meist nicht vor bis zu ihrem wirklichen Kern. Diese Idee – beschädigt nicht nur durch Übergriffe von außen, sondern auch von innen durch zahlreiche ihrer Verräter in den Reihen der Sportbewegung selbst, marginalisiert durch kritische Beobachter, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, sowie alleingelassen von Trägern der Sportidee, welche die wenigen vorliegenden Ansätze zur Neubegrün-

²⁰ Mit dem Topos „*Medaillen holen*“ (oft kann man auch hören, dass Siege oder Medaillen „eingefahren“ werden) hat sich ein unsäglicher, abwegiger Sprachgebrauch breitgemacht! Man „holt“ Luft zum Atmen oder Brötchen beim Bäcker, und man erwirbt mit diesem Holen ein unentgeltliches oder geldwertes rein *materielles* Gut. Sinngerechte sportliche Erfolge hingegen kann man weder kaufen noch geschenkt bekommen. Medaillen sind vielmehr *symbolische* Güter, und man erringt sie im günstigsten und glücklichsten Fall allein nach höchstem persönlichem Einsatz; vgl. GÜLDENPFENNIG (2013), a.a.O., 375-390 („‘After the Goldrush‘. Über die wundersame Mär vom Medaillenholen“).

derung und Rehabilitation dieser Idee schlicht übersehen –, diese Idee also ist durch gedankenlose Rhetorik vielfach herabgesunken zu einer *Leerformel*. Auf sie beruft man sich zwar pauschal als Anker, wenn die sportpraktischen und sportpolitischen Entwicklungen aus dem Ruder laufen. Aber aufgrund ihrer inhaltlichen Unbestimmtheit vermag sie kaum Respekt, Zustimmung, ja Begeisterung für die Übernahme von aktiver Mitverantwortung für die Sache der Olympischen Bewegung in den nationalen Bevölkerungen und ihrer Eliten zu wecken und zu gewinnen.

Wer im Brustton der Überzeugung als Stimme einer kritischen Öffentlichkeit die Kosten beklagt, die durch die Ausrichtung von Olympischen Spielen und schon durch die Bewerbung darum entstehen und für die dann letztlich „*der Steuerzahler*“ geradestehen muss, sollte seine Argumentation tunlichst an einer Richtschnur messen, die in einem Kulturstaat generell zu gelten hat. Diese Richtschnur lautet: Welchen eigenen Beitrag zu Erhalt und Weiterentwicklung der Weltkultur insgesamt ist man zu leisten bereit und imstande? Als angemessene Vergleichsebene für unser Thema bieten sich – sowohl aus Gründen des *kulturellen Sachgegenstandes* wie aufgrund der *globalen Referenzebene* – die deutschen Ambitionen um die Aufnahme deutscher Kulturstätten in die Welterbeliste der UNESCO an: Auch die aus der Kulturgeschichte überkommenen und überlebenden materiellen Welterbestätten stehen ja nicht einfach vor sich hin, ohne Kosten zu verursachen, und warten auf den vielleicht sogar einträglichen Besuch ihrer weltweiten Bewunderer. Vielmehr kosten auch sie die Länder, in denen sie errichtet wurden, dauerhaft zum Teil erheblichen Unterhaltungsaufwand. Der Kölner Dom – und mit ihm alle vergleichbaren Großbauten – ist seit Jahrhunderten eine immerwährende Baustelle. Analog dazu sind die lokalen und nationalen Sportfördersysteme ebenso wie lokale und nationale Anstrengungen für die Ausrichtung der Großereignisse, von denen und in denen die Sportidee lebt, gleichsam die kontinuierlich arbeitenden Dombauhütten dieses lebendigen Weltkulturerbes.

Die *Olympische Idee* also bildet den Rahmen, der die erwähnten Einzelgründe umfängt. Diese mögen zwar je für sich legitim sein. Aber ihr Gewicht ist weder einzeln noch in ihrer Summe hinreichend, um eine Olympiabewerbung oder gar die Ausrichtung der Spiele rechtfertigen zu können. Denn sie reichen an deren kulturellen Kern grundsätzlich gar nicht heran. Ihnen wird folglich ihr jeweils unterschiedlicher Platz und nachgeordneter Rang in einem Gesamtbegründungskonzept für olympische Projekte erst durch die umfangende Olympische Idee zugewiesen. Der kulturelle Kern dieser Idee aber ist gleichsam *nicht von dieser Welt*. Der Sinn der Olympischen Spiele spielt in der Liga – eben – des *Spiels*, in der nur nichtmaterielle symbolische Gründe und Motive zählen, wie es Friedrich Schiller vor zwei Jahrhunderten in nach wie vor gültiger Weise beschrieben hat²¹. Und diejenigen, die dieses Spiel spielen, also die eigentlichen dramatis personae, sind die Athlet/innen. Niemand sonst. Alle anderen indirekt am Spiel Beteiligten sind Roadies und Backstage-Arbeiter für den Aufbau der großen Bühne, auf der die dramatischen Auftritte der Athletinnen und Athleten aufgeführt werden. Mehr nicht. Angesichts aller Funktionärs-, Politik-, Finanz-, Medien- und Fan-Eitelkeiten, die sich inzwischen

²¹ Vgl. SCHILLER, Friedrich (1962): Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: DERS.: Werke in zwei Bänden. Band 2. München/Zürich

inflationär in dieser Spiel-Szene breitgemacht haben, ist es an der Zeit, einmal wieder an diese Selbstverständlichkeit zu erinnern. Die Athletinnen und Athleten sind die größten, oft lebenslangen Liebhaber dieses Spiels und seine überzeugendsten Botschafter – solange sie den Sinn des Spiels in ihrem praktischen Handeln tatsächlich verkörpern und ihn nicht verraten.

Mit ökonomischen Argumenten in diese Liga des im Kern selbstzweckhaften Spiels aufsteigen zu wollen, ist der Sache der Olympischen Idee unangemessen, ja vermessen. Diese Idee erzählt eine ganz andere Geschichte. Die Olympische Idee befindet sich, gemeinsam mit allen anspruchsvollen, selbstzweckhaften Kulturgütern, in einer vergleichbaren logischen Position wie die *Idee des religiösen Glaubens*. Für diese hat Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch in der deutschen Heimat im Herbst 2011 von „*Entweltlichung*“²² gesprochen: Für ihre Sendung werde die Kirche „immer wieder auf Distanz zu ihrer Umgebung gehen, sie hat sich gewissermaßen zu ‚entweltlichen‘“; und sie müsse sich davor hüten, dass sie „sich in dieser Welt einrichtet, selbstgenügsam wird und sich den Maßstäben der Welt angleicht. (...) Um ihrem eigentlichen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich von der Weltlichkeit der Welt zu lösen. (...) Sagen wir es noch einmal anders: Der christliche Glaube ist für den Menschen

²² PAPST BENEDIKT XVI. (2011): Die Entweltlichung der Kirche. In: FAZ vom 26.9.2011. Entweltlichung jedoch, konsequent zu Ende gedacht, bedeutet auch etwas, das die Religionsgemeinschaften, zumindest katholische und die muslimische, wohl strikt ablehnen werden: den *Verzicht auf jede Hegemonie über die für die zwischenmenschlichen Verhältnisse in der menschlichen Welt geltenden Moralnormen* – über jene Moralnormen also, welche über das bestimmen, was alle Menschen einander unbedingt schulden und über das alle Menschen einander rechenschaftspflichtig sind. Wirkliche Entweltlichung könnten Religionsgemeinschaften mithin erst dann für sich reklamieren, wenn sie von ihren Glaubensgenossen Gehorsam und Rechenschaftspflicht allein gegen solche *darüber hinausgehenden* moralischen Normen einfordern würden, die sie einander mit Bezug auf den Gott schulden, an dessen Offenbarung sie – aber auch nur sie – gemeinsam glauben.

Dem berechtigten *Anspruch auf Autonomie* der Sinnsysteme korrespondiert mithin die *Pflicht zur Selbstbeschränkung* auf ihren jeweiligen Geltungsbereich. Und der Geltungsbereich des religiösen Glaubens ist das Verhältnis des Gläubigen zu seinem Gott, aus welchem keine direkten Schlüsse auf ein verbindliches moralisches Verhältnis zu seinen Mitmenschen gezogen werden können. Es ist ein Missverständnis oder eine Anmaßung von Glaubenslehren, einer Religion zuzutrauen, sie verfüge über einen privilegierten oder gar hegemonialen Zugang zu Fragen des Umgangs der Menschen *untereinander*. Sie verfügt hier allenfalls über *eine von vielen* konkurrierenden oder auch konvergierenden Stimmen, und zudem über eine, die allzu oft in der Menschheitsgeschichte Beihilfe oder gar Anstiftung zu einem moralischen Desaster geleistet hat.

Wenn die Analogie zwischen religiöser und olympischer Welt gehaltvoll und tragfähig sein soll, dann bedeutet dies Entweltlichung in dem Sinne, dass auch die in der olympischen Welt geltenden sportspezifischen Moralnormen keinen begründeten Anspruch auf universale Geltung über den Sportplatzrand hinaus erheben können, sondern auf das Verhältnis der Sportakteure zu ihren Mit- und Gegenspielern beschränkt bleibt. Weiterführende Überlegungen zu einer glaubens- und sportadäquaten Ausdeutung dieser Entweltlichungs-These siehe in GÜLDENPFENNIG, Sven (2000): Sport: Kritik und Eigensinn. Der Sport der Gesellschaft. Sankt Augustin. Kap. 8 („Sport – Erbe oder Widerpart der christlichen Ethik?“); DERS. (2007), a.a.O., Kap. 9 („Sinn. Plädoyer für eine optimistische Sicht der Dinge“); DERS. (2011): Auf'm Platz – und daneben. Das sportliche Kunstwerk im Ringen mit seinen Umwelten. Sankt Augustin. Kap. 6 („Sport: Profane Sakralität jenseits von Religion und Zivilreligion“)

allezeit, nicht erst in unserer Zeit, ein Skandal. (...) Dieser Skandal, der unaufhebbar ist, wenn man nicht das Christentum selbst aufheben will, ist leider gerade in jüngster Zeit überdeckt worden von den anderen schmerzlichen Skandalen der Verkünder des Glaubens. Gefährlich wird es, wenn diese Skandale an die Stelle des primären Skandalons des Kreuzes treten und ihn dadurch unzugänglich machen, also den eigentlichen christlichen Anspruch hinter der Unbotmäßigkeit seiner Boten verdecken. Umso mehr ist es wieder an der Zeit, die Weltlichkeit der Kirche beherzt abzulegen. Das heißt nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen.“²³

Das, was Benedikt hier im Singular den Skandal des Glaubens nennt und gegen den Plural der allfälligen allzumenschlichen Skandale absetzt, erscheint in den Worten des biblischen Jesus als „Ärgernis“, also als gewollte, „anstößige“ Außen-seiterstellung der Gläubigen durch demonstratives Beharren auf der Präferenz ihrer selbstgesetzten Imperative in ihrer Lebensgestaltung innerhalb der menschlichen Welt. Man muss in diesem Freiburger Wort des Stellvertreters Christi nur „Glauben und Kirche“ ersetzen durch „Sport und verwandte Kulturgüter“, um seine Mahnungen ebenfalls lesen zu können als einen Selbstappell an die olympische Welt, ihren gleichsam exterritorialen Status in der menschlichen Welt wieder ernster zu nehmen und in allen Bereichen dieser olympischen Welt den Imperativen der Olympischen Idee wieder unbedingte Priorität einzuräumen. Es besteht zwar ein Unterschied zwischen Glauben und Sport darin, dass jener für seine Entweltlichung eine jenseitige, dieser aber eine diesseitige Referenz im Blick hat. In dem Anspruch auf eine so verstandene Entweltlichung selbst jedoch sind sie enge Verwandte.

In sinngemäßer Weise leben auch Olympische Spiele einschließlich der Bewerbung um ihre Ausrichtung in einer Sphäre der Entweltlichung. Dort gelten neben den hehren moralischen Bezügen auch schnöde *materielle* Rücksichten nur in genau *zwei Referenzen*: *erstens* bezogen auf die Frage, ob man sich die Ausrichtung eines solchen Großereignisses überhaupt von seinen ökonomischen Kapazitäten her leisten kann, ohne sich in ein unbeherrschbares und damit politisch nicht verantwortbares finanzielles Abenteuer zu stürzen; und *zweitens* bezogen auf die Frage, wie man die Ausrichtung so professionell managen kann, dass sie auch für die Ausrichterregion sogar einen partiellen Gewinn erwirtschaftet oder zumindest den zu erwartenden Kostenaufwand in vertretbaren Grenzen hält.

Diese Rücksichten klären aber lediglich die erforderlichen materiellen Voraussetzungen für die *Machbarkeit* des Projekts. Eine *Rechtfertigung* des Projekts kön-

²³ PAPST BENEDIKT XVI. (2011), a.a.O.. Was Papst Benedikt hier predigt, ist letztlich eine späte Rücknahme dessen, was einer seiner Vorgänger, der Renaissancepapst Julius II., mit der Gründung des Kirchenstaates zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeleitet bzw. gleichsam vollendet, d.h. theologisch bis zu einem Tiefpunkt geführt und was nicht zuletzt den Protest und den Protestantismus Martin Luthers fundiert und herausgefordert hat: die „*Verweltlichung der Kirche*“, wie sie in Rankes früher und bereits bemerkenswert souveräner Studie veranschaulicht wird; vgl. RANKE (1996), a.a.O.: „Es ist nicht anders denkbar, als dass das ganze Institut der Kirche an dieser Richtung, die das Oberhaupt derselben genommen, teilhaben, sie mit hervorbringen und von ihr wieder mit fortgerissen werden musste. Nicht allein die oberste Stelle, auch alle anderen wurden als weltliches Besitztum betrachtet. Kardinäle ernannte der Papst aus persönlicher Gunst oder um einem Fürsten gefällig zu sein oder geradezu, was nicht selten war, für Geld. Konnte man vernünftigerweise erwarten, dass sie ihren geistlichen Pflichten genügen würden?“ (45)

nen sie nicht leisten. Diese kann allein aus der Referenz auf den *ideellen* Kern der Olympischen Idee erfolgen. Sie, diese Olympische Idee, ist letztlich stets Herr des Verfahrens, wie auch immer die Protagonisten, Repräsentanten und Botschafter der durch sie geschaffenen Welt sich je im einzelnen tatsächlich innerhalb der außerolympisch-gesellschaftlichen Welt ihren entsprechenden Pflichten unterziehen oder auch entziehen mögen.

Die nicht nur notgedrungene, sondern bereitwillige Übernahme von Lasten, die sich aus dieser allgemeinen Verpflichtung ergeben, kann, ja darf selbstverständlich nicht in einem beliebigen, inflationären, sondern nur in einem verantwortbaren Umfang erfolgen. So begrenzt, bedeutet sie jedoch den begründeten *Tribut* aller gerade auch demokratischen – und wohlhabenden! – Kultur- und Rechtsstaaten an ihre umfassende Teilhabe am Weltsport. Es verhält sich ja auch keineswegs so, dass ein solches von der globalen Mitverantwortung her gedachtes nationales Engagement im Sport ein politischer Sonder- oder gar *Einzelfall* wäre und dass es sich dabei um ein reines *Opfer* handelte. *Zum einen* ist die deutsche Politik insgesamt gespickt mit politischen, ökonomischen und militärischen „Auslandseinsätzen“ – sei es in der Entwicklungs-, der EU-Agrar-, der Katastrophenhilfe-, der Militär- oder, derzeit besonders spektakulär, der Euro-Finanzpolitik u.v.a. In all diesen Feldern verschafft sich jeweils das nationale Interesse allenfalls indirekt und mittelfristig auf dem „Umweg“ über das Engagement für eine zunächst auswärtige Sache erst wieder Geltung. *Zum anderen* gäben Region und Land ja nicht einfach almosenhafte Hilfsmittel an einen Dritten ab, ohne dafür eine auch direkte Gegenleistung wiederzusehen. Diese Gegenleistung könnte sich vielmehr sogar direkt niederschlagen in nachhaltigen infrastrukturellen Hinterlassenschaften à la München 1972 (die S-Bahn und das Olympiagelände, das zum Weltkulturerbe gehört)²⁴ und einem 10-tägigen Dauerfest à la Stuttgart 1993 (Leichtathletik-Weltmeisterschaft) oder Deutschland 2006 (dem Fußball-WM-„Sommermärchen“).

Sich sowohl die Übernahme dieser internationalen Mitverantwortung als auch die eigene Teilhabe an deren Früchten zuzutrauen und zuzumuten und sich dafür eine Chance zu eröffnen, sollte den begrenzten Aufwand für den Bewerbungsprozess mehr als hinreichend allein schon aus regionalem und nationalem Interesse rechtfertigen. Es ist dem Stil einer angemessenen Governance und politischen Kultur in einem demokratischen Staat allemal zuträglicher – also auch glaubwürdiger, überzeugender und wirksamer –, ein solches Begründungskonzept für ein internationales sportpolitisches Großprojekt *offen* und *offensiv* vor der Öffentlichkeit zu vertreten, statt sich aus Furcht vor der unzureichenden „Belastbarkeit“ der öffentlichen Meinung mit vordergründigen Behelfsgründen zu begnügen.

Zur demokratischen politischen Verantwortung gehört es, solche Prinzipien gerade auch in Zeiten hochzuhalten, in denen die „*Stimmung*“ auf nationalistisch verengten Rückzug auf „eigene Interessen“ und auf „Europamüdigkeit“ gestimmt ist. Worum es stattdessen tatsächlich geht, sagt Altbundeskanzler Helmut Schmidt

²⁴ Vgl. GÜLDENPFENNIG (2004), a.a.O., Kap. 11 („Die vier Seiten der Nachhaltigkeit von Sportstätten“). – Zum Stellenwert des gesellschaftspolitischen Ziels der Nachhaltigkeit im sportpolitischen Diskurs insgesamt vgl. DERS. (2014); a.a.O., Kap. 11 („Nachhaltigkeit von Leistungen des Sports für die Gesellschaft. Wie sie gewährleistet oder gefährdet wird“)

sinngemäß in seinem *Ceterum censeo* für die deutsche Europapolitik: Im übrigen, sagt Schmidt im Stile eines Marcus Portius Cato, „im übrigen halte ich die Abwägung zwischen nationalen Interessen und Unionsinteressen für irreführend; denn die Unionsinteressen sind zugleich nationale Interessen der Deutschen, ganz sicherlich ebenso nationale Interessen der Franzosen, der Holländer, der Polen und vieler anderer europäischer Nationen.“²⁵

Entgegen dem Anspruch, wie er mit den Erwägungen dieses Abschnitts umrissen ist, herrscht bei Verantwortlichen und kritischen Beobachtern zumeist eine Art von Denk-Spagat: auf der einen Seite ein Diskursstil, der – vermeintlich olympiaspezifisch, tatsächlich jedoch realitätsfremd – die Olympische Idee vor allem durch die *höheren Weihen* eines „Mehr als nur Sport“ geadelt wähnt; auf der anderen Seite ein Diskursstil, der die Auseinandersetzung – vermeintlich realistisch, tatsächlich jedoch olympiafremd – ausschließlich auf der sekundären Ebene materieller Erwägungen führt und sich damit weigert, die Herrschaft einer ideellen Sinngebung, einer wohlbegründeten Olympischen Idee, auf diesem Feld anzuerkennen. Insbesondere die kritische Publizistik pflegt den befremdlichen Hang zu einer *vulgärmaterialistischen* Sicht auf den Sport und zu einer Aversion, ja Verweigerung, große Sportprojekte im Rahmen einer großen Idee zu reflektieren und öffentlich zu kommentieren. Diese skeptische bis allergische Grundhaltung hat mit Ausnahme weniger anderslautender Stimmen, von denen eine hier ausführlicher zitiert wurde, auch den gesamten Münchner Bewerbungsprozess begleitet und belastet.

4. *Quo vadis, Olympia, in einer Welt der Glokalisierung? Schlussfolgerungen*

Die grundsätzlichen Fragen, die sich an die Frage „Warum Olympiabewerbung?“ anschließen, sind im vorigen Abschnitt zwar eng angelehnt an die Münchner Erfahrungen erörtert worden. Aber sie standen hier nur exemplarisch für alle vergleichbaren Fälle.

Das olympische Projekt steht heute vor einem ähnlichen Problem wie andere supranationale Projekte, etwa die Europäische Union angesichts ihrer derzeitigen Schuldenkrise im Währungsraum des Euro. Dort gilt: „Wer die Bürger mitnehmen will, muss ihnen klarmachen, warum Europa wichtig ist.“²⁶ Sinngemäßes gilt für das hier diskutierte Projekt, man muss nur „Europa“ durch „Olympia“ ersetzen. Ein begründeter Ausblick nach dem Scheitern der Münchner Bewerbung muss somit zurückgreifen auf jene allgemeinen Überlegungen, die in den beiden einführenden Kapiteln des vorliegenden Buches sowie im hier vorangehenden Abschnitt zur Olympischen Idee angestellt worden sind.

Eine Lösung für die in dem Scheitern sichtbar gewordenen Probleme kann nur in einem *globalen* Ansatz gesucht werden, der beiden an einem solchen Bewerbungsprozess beteiligten Seiten – der *globalen* Seite der Olympischen Bewegung wie der *lokalen* Seite eines Ausrichtungsbewerbers – gerecht wird: Das globale An-

²⁵ SCHMIDT, Helmut (2011): Verstehen Sie das? Interview. In: *Zeit-Magazin* vom 6.10.2011. 39

²⁶ NASS, Matthias (2011): Es geht nicht mehr um Krieg und Frieden. Was die deutsche Politik jetzt von Europa erwartet. In: *Die Zeit (DZ)* vom 29.9.2011.

liegen, dass die Olympische Bewegung die von ihr getragene Idee sinngerecht lebendig hält sowie durch Vergabe an „olympiataugliche“ Ausrichter an „gerecht“ verteilten Schauplätzen weltweit immer weiter verbreitet und verwurzelt, muss von den Bewerbern um solche Ausrichtungen in einer Weise aufgenommen und gefördert werden, dass damit zugleich legitime und olympiaverträgliche lokale, regionale und nationale Ansprüche und Ambitionen verbunden werden. Das, was in dem Neologismus *Glokalisierung* zusammengefasst wird, bezieht seine zukunftssträchtige Deutungs- und Orientierungskraft gerade daraus, dass es Lokalismus bzw. Regionalismus und Globalisierung nicht als Gegensätze gegeneinander in den Kampf hetzt, sondern darin, dass es beide als einander ergänzende und stützende Tendenzen sieht und für beide Seiten fruchtbar macht.

Die Olympische Bewegung steht damit vor der gleichen Herausforderung wie jeder andere gesellschaftliche Bereich: Sie hat zwar von Beginn an in der visionären Olympischen Idee Coubertins, die er gegen den hellenischen Nationalismus (die Griechen wollten seine Idee auf ein „geschichtstreues“ Konzept panhellenischer Spiele zurückstutzen) wie gegen die Herrschaft der militanten Nationalismen des imperialistischen Zeitalters am Vorabend des Ersten Weltkrieges durchgesetzt hat, die internationale, ja globale Referenzebene gesucht, sich dabei aber in den institutionellen Verantwortlichkeiten wie in den Veranstaltungsorten lange Zeit fast exklusiv auf eine Hegemonie ihrer europäischen Herkunftsbasis gestützt.

In einer solchen zur Abschottung gegen Mitwirkungsansprüche der übrigen Welt neigenden Haltung liegt ein gravierendes Risiko, welches das olympische Projekt die Zukunftsfähigkeit kosten könnte. Ähnlich wie die zitierte ökonomisch orientierte Studie von Jagdish Baghwati beharren auch weit ausgreifende welthistorische Studien wie etwa Niall Fergusons „The West and the Rest“ entschieden auf der Einsicht: Abschottung ist Todesurteil, Öffnung hingegen Katalysator und Voraussetzung für universale Entwicklungschancen.²⁷ Ferguson zeigt auf der politischen Ebene, wie die weltoffenen Strategien der europäischen Staatenwelt aus noch deutlich rückständigen Startbedingungen seit dem 15. Jahrhundert das Mächteverhältnis zu Großkulturen und Staatsgebilden wie dem Chinesischen und dem Osmanischen Reich mit ihren weltabschließenden Strategien in rasantem Tempo umgekehrt haben. Angewandt auf ein Kulturfeld wie die olympische Welt bedeutet dies, dass ihre Zukunft in einer noch weit extensiveren Öffnung für den wirklich globalen Zugang nicht nur auf der Athleten-Ebene, sondern gleichermaßen nun auch auf den Ebenen der Ausrichtungsstandorte sowie der institutionellen Repräsentanz der Olympischen Bewegung liegen wird. Europäische Bewerber um Ausrichtungen wie um Spitzen-Führungspositionen bis hin zum Amt der IOC-Präsidentschaft werden sich folglich in einem noch härter werdenden Wettbewerb behaupten müssen.

Der Prozess der Glokalisierung umfasst weit mehr als ökonomische Fragen. Auch weit mehr als die Tatsache, dass nichts auf dieser Erde vollständig isoliert und abgeschirmt bleibt gegen Interdependenz, also gegen Einwirkungen von und nach außen. Vor allem führt er *die Wahrnehmung aller Menschen als ihresgleichen* mit grundsätzlich gleichen Rechten: *Menschenrechten* bis zu ihrem Ende. Genauso

²⁷ Vgl. FERGUSON, Niall (2011): Der Westen und der Rest der Welt. Die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen. Berlin

deutlich aber wird zugleich, dass die Anerkennung als in Grundsatzfragen Gleiche und die grundsätzlich gleiche Betroffenheit von allen wichtigen Entwicklungen in der menschlichen Welt stets *gebrochen und modifiziert* auftritt durch die lokalen Gegebenheiten und erst so bei den Menschen als erfahrbare Realität ankommt. In diesem aktuellen Prozess der Globalisierung setzt sich nur auf einem neuen Niveau fort, was schon die gesamte Menschheitsgeschichte bestimmt hatte: eben dieser spannungshaltige Doppelprozess von vergemeinschaftenden, vereinheitlichenden globalisierenden Tendenzen auf der einen und der gleichzeitigen Gegenkräfte- und -tendenzen, die auf Ausdifferenzierung oder Verteidigung von „Heimat“, von lokalen und nationalen Eigenheiten und Unabhängigkeiten hinarbeiten.

Schon Leopold von Ranke hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seiner bereits erwähnten monumentalen Studie zur Geschichte des Papsttums diesen Doppelprozess aus zentripetalen und zentrifugalen Entwicklungen in staunenswerter Klarsicht herausgearbeitet: Unter der römischen Eroberungssucht, die alle unabhängigen Völkerschaften unterjochte, alle „Autonomien, welche die Welt erfüllen“, hinwegfegte, bildete sich mit dem institutionellen Angebot der Gleichheit für alle als römischer Bürger zugleich das Gefühl, „ein einziges, ein zusammengehöriges Geschlecht zu sein. Das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit innezuwerden.“²⁸ Die spätere Ausbildung und Verbreitung des Christentums im Staatsgefüge des Römischen Reiches sowie dann darüber hinausgreifend der globalen Macht des Papsttums setzten diesen Prozess der globalen Vereinheitlichung und Universalisierung sowie der lokal-nationalen Ausdifferenzierung in dramatischem Ringen miteinander fort: „Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des Römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet“²⁹. Im Mittelalter dann: „Die päpstliche Macht war von den früheren weltgeschichtlichen Momenten gefördert worden: die neuen traten ihr entgegen. Da die Nationen des Impulses der kirchlichen Macht nicht mehr in dem Maße wie früher bedurften, so leisteten sie demselben gar bald Widerstand. Sie fühlten sich in ihrer Selbständigkeit.“³⁰

Und dieser Widerstand wirkt seither weiter bis in die Gegenwart und bis hinein in einzelne Sachgebiete, wie wir es letztlich auch bei unserem Thema der hier diskutierten olympischen Konfliktkonstellation verfolgen können. Stets – gleichgültig, in welchem je spezifischen Sachzusammenhang – wird es darum gehen müssen, diese beiden widerstreitenden Machtpotentiale und Entwicklungstendenzen so (möglichst gewaltfrei!) zu einem Ausgleich und labilen Gleichgewicht auszubalancieren, dass die Menschen in diesem Wechselspiel einen lebenswerten menschengerechten Entfaltungsraum finden können.

Genau jene beiden Seiten, deren gelingendes Zusammenspiel auch bei unserem Thema erst zu überzeugenden Bewerbungsprojekten und Olympiaausrichtungen führen kann, konnten jedoch bislang nur in seltenen Sternstunden der Olympischen Bewegung zu einem ausgewogenen Ausgleich miteinander geführt werden.

²⁸ RANKE (1996) a.a.O., 11-12

²⁹ RANKE (1996) a.a.O., 15

³⁰ RANKE (1996) a.a.O., 31

Auf der einen Seite vermag das *globale* Anliegen Olympische Idee nur eine zu geringe Bindungskraft für praktische sportpolitische Schritte zu entfalten, wenn sie gemäß bisheriger Übung „zu hoch“ ansetzt, das heißt: zu unbestimmt, damit zu beliebig auslegbar bleibt und folglich in ein Glaubwürdigkeitsdefizit mündet. Die Olympische Idee wird immer dann, wenn man nach einer *höheren Sinngebung* angesichts der oft tristen Niederungen der olympischen Realität sucht, zwar feierlich beschworen, dann aber lediglich in Gestalt eines *Jokers* eingesetzt: Der Wert eines solchen Jokers im Spiel besteht darin, dass er inhaltlich zunächst unbestimmt ist und je nach Spielsituation mit jener Farbe und jenem Kartenwert gefüllt wird, die man gerade benötigt und die, als *Trumpf* ausgespielt, alle anderen im Spiel befindlichen Gründe schlägt. Eine so gehandhabte Olympische Idee ist somit, wie jeder Joker, ein wahrer Verwandlungskünstler, ein Proteus. Entsprechend hat sie unendlich viel Verwirrung und Beliebigkeit in den olympischen Diskurs gebracht und ihn viel an Glaubwürdigkeit gekostet. Je nach Bedarf verleiht man diesem Joker die Farbe und den Wert „Tradition“ (wenn man München gegen den aus der „Retorte“ gezeugten Konkurrenten Pyeongchang in Stellung bringen will), oder „Moral“ (wenn man stasi-belastete Mitarbeiter aus einer Olympiamannschaft fernhalten will), oder „Menschenrechte“ (wenn man einem diktatorisch regierten Land wie der Volksrepublik China die olympische Ausrichterlegitimation absprechen will) oder „Frieden“ (wenn man in militärische Konflikte verstrickte Länder boykottieren will) und sofort. Gemeinsam ist allen solchen Varianten dieses semantischen Spiels, dass sie nicht begründbar sind aus dem tatsächlichen Sinnkern der Olympischen Idee, sondern ihr – eben – zusätzlich und als das vermeintlich Eigentliche (aber trotzdem je nach Bedarf beliebig Wechselnde) zugeschrieben werden.

Wegweisung für eine tatsächlich wohlbegründete Urteilsbildung über das Gelingen von olympischen Projekten kann hingegen allein eine eng auf den kulturellen Sinnkern der Olympischen Idee fokussierte Sichtweise bieten: *Olympische Spiele als Sportwettbewerb der weltbesten Athlet/innen in allen weltweit verbreiteten Sportarten an einem Ort unter Aufwertung dieses olympischen Ereignisses durch zeitliche Verknappung in einem Vier-Jahres-Rhythmus*. Eine solche scheinbar spartanisch ernüchterte Olympische Idee vermag in Wirklichkeit ein dramatisches Geschehen von einer Vielfalt und einem solchen kulturellen Reichtum freizusetzen, dass es einen herausragenden Rang innerhalb der Weltkultur beanspruchen kann. Damit bietet es zugleich auch eine hinreichende Richtschnur für die Tauglichkeit von jeglichen olympischen Bewerbungsprojekten weltweit.

Für den *Sport* als Kern dieser kulturellen Sinngebung gilt sinngemäß eine Paradoxie, wie sie der Lyriker Erich Fried in seinem Gedicht „*Was es ist*“ für das Feld der Liebe in unübertrefflicher Verdichtung und Vereinfachung auf den Punkt gebracht hat: „Es ist was es ist / sagt die Liebe“, das heißt, der rationale Kern der Liebe besteht darin, dass sie keinerlei Vernunftgründen folgt: „Hier haben wir den kürzestmöglichen Refrain eines Liebesgedichts: ‚Es ist was es ist‘. Dürer geht’s nicht. Gewiss, Erich Fried steht für schlackenlose Poesie in radikal einfachen Worten. Aber geht diese Reduktion von Komplexität nicht zu weit? Haben wir es mit einem Fall restloser Ausnüchterung zu tun? Mit der allerletzten Schwundform der Romantik? Eine faszinierende Ambivalenz besteht darin, dass die karge Formel des ‚Es ist was es ist‘ zugleich ein Mysterium birgt. Liebe als das Unausprechliche,

das Geheimnis, die Gefühlswahrheit jenseits der Begriffe und des begriffenen Lebens. Zwar wird dem Schwärmen und Zungenreden unzähliger Liebeslieder der Riegel vorgeschoben, andererseits ist dies aber doch keine ‚sachliche Romanze‘, sondern ein vollgültig emphatisches Gedicht – eine Feier der Liebe (...): das Numinose der Tautologie statt Entweihung durch Bildnis und Ansprache.“³¹

Alle diejenigen, die zu viel überschüssige Bedeutung, eine notorische Überdeterminierung in den Sport hineinlegen, dabei aber seine angeblich zu triviale sinn-eigene Botschaft übersehen, gehören zu denen, die nach einer Bemerkung des Literatur-Nobelpreisträgers Tomas Tranströmer nur mit „Worten, Worten, aber keiner Sprache“ auftreten.³² Die wirkliche Weltsprache des Sports wird von den Athlet/innen mit ihrer Performance *auf dem Platz* gesprochen. Und *nur* dort. Wie gesagt: Sinngemäß paradox sind auch die Stellung des Sports in dieser Welt und die Liebe der Welt zu ihm. Er verkörpert eine beeindruckende Macht, eine grundsätzlich legitime Macht, die aber durch keinerlei vernünftige Rücksichten unmittelbar begründet ist. Und gerade dies setzt jene schier grenzenlose Faszination frei, jenen Zauber, den der sinngerecht gelingende Sport insbesondere in seinen großen Ereignissen wie den Olympischen Spielen zu entfalten vermag.

Auf der anderen Seite vermögen die meisten *lokalen* Begründungsversuche für Bewerbungsprojekte nicht einmal diese deutlich reduzierte Sinnhöhe der Olympischen Idee zu erklimmen, weil und wenn sie in der Rechtfertigung dieser Projekte gegenüber ihrer lokalen und nationalen Basis „zu niedrig“ ansetzen, das heißt: wenn der Wert von Olympischen Spielen nicht primär in seinem *immateriellen* kulturellen Gehalt, sondern stets nur in *materiellen* politisch-ökonomischen Daten und Erwartungen ausgedrückt wird. Wer so operiert und kommuniziert, muss sich nicht wundern, wenn die von der absehbaren oder tatsächlichen praktischen Durchführung unmittelbar Betroffenen mit skeptischen Gegenrechnungen auf demselben Argumentationsniveau antworten. Der Nutzen, den ein Olympiabewerber aus seinem Begehren nach dem Ausrichtungsrecht ziehen kann, ist eben nicht primär „*auf der Innenbahn*“, auf direktem, verkürztem Weg zu einem materiellen Gewinn zu erreichen, sondern allenfalls „*auf der Außenbahn*“, indem er gleichsam eine Risikoinvestition in den Weltsport vornimmt, von der zunächst bestenfalls ein ideeller Gewinn und erst dann vielleicht auch ein zumindest punktueller materieller Nutzen zurückfließen können.

Und schließlich ist ja auch dies eine wichtige Form des immateriellen Eigeninteresses: Ein Land, das sich selbst als so sport- und speziell wintersportverrückt sieht und öffentlich darstellt wie Deutschland, kann es allenfalls *sekundär* als belastenden *Tribut* an die Weltsportgemeinschaft werten, wenn es sich hier außerordentlich engagiert, *primär* jedoch als eine *auf sich selbst bezogene Herausforderung*: als ein Gebot der Selbstbestätigung, Selbstachtung und Selbstanerkennung – insbesondere auch mit Blick auf die außergewöhnlichen Entfaltungsräume, die sich für die eigenen Athlet/innen daraus ergeben. Entgegen jenen negativ abwehrenden Reaktionen,

³¹ SCHNEIDER, Wolfgang (2011): Tribunal der Liebe. Zu Erich Fried *Was es ist*. In: FAZ vom 15.10.2011

³² Vgl. PILZ, Dirk (2011): Leise Worte, laute Welt. Der schwedische Lyriker Tomas Tranströmer erhält den Literaturnobelpreis. In: BZ vom 7.10.2011

die durchaus auch als Ausdruck des heute weithin grassierenden „Nimby-Prinzips“ gedeutet werden können, kann man hier weit überzeugender ins Positive gewandt auf eine alte Skatregel zurückgreifen: „*Wer kann, der soll*“ – nämlich *das Spiel machen*. Und das heißt in unserem Fall: Er soll dem Weltsport seine Fähigkeiten und Möglichkeiten auch tatsächlich anbieten. Also „*die Spiele machen*“.

Nimby-Prinzip – was ist mit diesem eben erwähnten Hinweis gemeint? Das Stichwort ist im Zusammenhang mit den beiden Münchner Olympia-Bewerbungen auch in den sportpolitischen Diskurs eingeführt worden. Die Protestbewegung, die sich schon in der Bewerbung für 2018 bemerkbar gemacht hatte, hat dann die Bewerbung für 2022 bereits in der Startphase zu Fall gebracht. Solche Protestbewegungen – erst recht dann, wenn sie sich durch eine Gleichstellung mit den großen und mutigen politischen Rebellionen der Zeit selbst überheben –, können bei näherem Hinsehen auch als sogenannte *Nimby wars*³³ gedeutet werden: „Nimby – das ist die Abkürzung für ‚Not in my backyard‘, zu Deutsch etwa: nicht in meinem Hinterhof, nicht in meinem Vorgarten, nicht in meiner Straße, meiner Stadt. Nicht dort also, wo ich lebe. Man ist also zum Beispiel schon dafür, dass es Windkraft gibt. Beim Nachbarn zum Beispiel. (...) Die *nimby wars* sind die Kriege der Zukunft“ – ihre wichtigste Botschaft lautet: „Not here! Not now!“³⁴

Die Verwandtschaft mit dem Sprichwort vom *Sankt-Florians-Prinzip* ist unübersehbar: Verschon mein Haus, zünd’ and’re an! Nur mit dem Unterschied, dass hier die Bereitschaft zum Mittun im Kampf gegen ein eindeutiges Übel, dort das Mittragen der Lasten aus einem grundsätzlich sogar wünschenswerten Vorhaben verweigert wird. Man kann auch noch an andere Muster aus derselben Metaphern-Familie denken: an das Free-rider-, das Trittbrettfahrer- oder das Schmarotzer-Syndrom. Einen Vorgeschmack erlebt die deutsche politische Öffentlichkeit derzeit an allen möglichen Orten, darunter nun also auch auf (vorerst nicht-)olympischen Bühnen. Jedenfalls teilt der Fall München mit vielen vergleichbaren anderen Fällen den notorischen Zweifel, ob die auf Bewahrung von Hergebrachtem gerichteten widerstandsträchtigen lokalen Bedenken in einem *angemessenen* Verhältnis zu den in solchen Projekten angelegten zukunftssträchtigen globalen Entwicklungschancen stehen.

Was sagt es über ein stolzes Sportland aus, wenn viele seiner auch sportinteressierten Menschen – wie das Beispiel München oder vergleichbare Beispiele auch aus anderen Ländern gezeigt haben – der Sportidee offenbar nur nach dem Nimby-Prinzip anhängen? Und wenn sie widerspruchslos hinnehmen, dass weite Teile der schreibenden Beobachter sich damit begnügen, die Bedeutung der internationalen Sportinstitutionen maßgeblich, ja oft spürbar genüsslich nach der Korruptionsneigung einiger ihrer Repräsentanten zu be- bzw. verurteilen? Dieses stille Einverständnis passt zwar gut in die allgemeine Zeitstimmung eines verbreiteten und immer beliebter werdenden *Politiker-bashing-Spiels*. Aber es wird kaum zu einer erfolgreichen Suche nach erfolgversprechenden Wegen aus den globalen politischen und sportpolitischen Krisen beitragen können.

³³ SAINT, P. Michael/FLAVELL, Robert J./FOX, Patrick F. (2009): *Nimby Wars. The Politics of Land Use*. Saint University Press

³⁴ MATZIG, Gerhard (2011): Der große Stillstand. In: FAZ vom 8.10.2011

Und die überregionale, die nationale Öffentlichkeit? Seit Beginn der heißen Bewerbungsphase für München 2018 z.B. wurde von deren führenden Protagonisten immer wieder geradezu beschwörend dazu aufgerufen, das Land müsse jetzt seine Begeisterung für das olympische Projekt beweisen, um dem IOC seine Entschlossenheit zum Bewerbungserfolg zu demonstrieren. Als im Januar 2011 München sein Bid-Book, die offizielle Bewerbungsschrift, beim IOC einreichte, hieß es, jetzt müsse sich zeigen, „ob sich die Deutschen Olympische Winterspiele, egal wo, lieber nur im Fernsehen anschauen wollen. Oder ob sie beseelt sind von der Olympischen Idee“³⁵. *Beseelt?* Was für ein Wort aus der Feder einer nüchtern urteilenden Journalistin! Davon konnte kaum die Rede sein. Die „Ja-aber-Republik“ reagierte allenfalls wohlwollend-gleichgültig. *Wie auch anders!* Auf Sportereignisse sieben Jahre lang hinzufiebern wie auf das Erscheinen des neuesten Harry Potter oder auf die jüngste Schöpfung des „I-God“, wäre eine gänzlich unangemessene Erwartung. Sportereignisse verfolgt man dann, wenn sie stattfinden. Und man begeistert sich für sie, wenn sie tatsächlich außergewöhnlichen Sport (oder aber eine Form von nationaler Erhebung durch Triumphe der „Eigenen“) versprechen und dieses Versprechen dann auch einlösen.

Dass man das auch im vermeintlich spröden und schlecht gelaunten Ja-aber-Deutschland aus herausragenden Anlässen mit einer herausragenden Begeisterung zelebrieren kann, haben die Menschen hierzulande zur Genüge bewiesen. Allem voran das zur stehenden Redensart avancierte „Sommermärchen“ im Fußball-WM-Deutschland 2006, dessen Chronologie der Autor des gleichlautenden Kinofilms in seinem WM-Tagebuch aus seiner Innensicht als ständiger Begleiter des deutschen Teams anschaulich nachgezeichnet hat.³⁶ Aber man darf da nicht Unvergleichbares miteinander vermengen. Sieben Jahre: Das ist nur eine organisatorisch in heutiger Zeit erforderliche Vorlaufzeit, jedoch kein realistischer Zeitraum für einen emotionalen Dauererregungszustand. Das müsste man auch bei den verantwortlichen Sportorganisationen wissen. Und, genau betrachtet, weiß man das auch beim IOC, wo man diese Seite der Bewerbung allenfalls dann als Ausschlusskriterium in Anschlag bringen wird, wenn ihm aus einem Bewerberland ein insgesamt negatives oder gar feindseliges Bewerbungsklima entgegenschlagen sollte – bzw. eine Mehrheit seiner Mitglieder ohnehin anderen (sport-)politischen Präferenzen zu folgen geneigt ist.

Es gibt weitere Aspekte, unter denen der Blick auf die globale Bewerbungs- und Ausrichtungslandschaft für das olympische Projekt geweitet werden müsste. Ein politischer Kommentar z.B. lenkte den Blick auf den Rahmen, in dem auch die Entscheidung von Durban erst ihren angemessenen Platz findet: „Globalisierung ist, so fühlen viele in Europa und Nordamerika, wenn sich die Verhältnisse, in denen man sich gemütlich eingerichtet hatte, negativ verändern. Dass Globalisierung auch gewaltige Chancen eröffnet, tritt hinter solchen Empfindungen oft zurück. Globale Sportwettbewerbe wie Olympische Spiele sind identitätsstiftende Ereignisse, die die Schwierigkeiten eines Landes für einige Zeit vergessen machen können. Der in globalen Verbänden organisierte Sport hat sich seit einiger Zeit auf die Fah-

³⁵ SIMEONI, Evi (2011a): Spiele in der „Ja-aber-Republik“. In: FAZ vom 11.1.2011

³⁶ Vgl. WORTMANN, Sönke (2006): Deutschland. Ein Sommermärchen. Das WM-Tagebuch. Köln

nen geschrieben, diese positiven Erfahrungen möglichst allen auf der Welt zuteilwerden zu lassen. (...) Am Grundsatz der Globalisierung – auch – im Sport ist nicht mehr zu rütteln.“³⁷

Schon unmittelbar vor dem Entscheid über die Münchner Bewerbung für 2018 etwa hatte ein anderer kluger, weil weitsichtiger Kommentar – wohl bereits in Vorahnung des dann tatsächlich folgenden Entscheids – für eine Ernstnahme der wachsenden asiatischen Konkurrenz auch auf dem Feld der Sportpolitik plädiert: „Ein Blick auf diese Weltkarte sagt mehr als viele Worte. In Europa wimmelt es von Fähnchen, Asien ist beinahe leer: zwei Markierungen in Japan und ein verwaister Rest-Kontinent.“³⁸

Die Rede ist hierbei von Olympischen Winterspielen. Gemeint ist ein angesichts der Weltlage dringlicher Nachholprozess in puncto fairer Gleichbehandlung, und zwar nicht nur für die (winter-)olympische Ebene, sondern für die Sportentwicklung und Sportpolitik insgesamt: „Asien mit seinen vier Milliarden Menschen will endlich vom Wintersport erobert werden“, und „dass Asien auch in die Sportpolitik hineinwächst, ist ein natürlicher und richtiger Prozess“, sowie: „Im Austragungs-Ranking von Fußball-Weltmeisterschaften führt Europa mit 11:2, wenn man Qatar 2022 bereits dazuzählt. Rein rechnerisch ist also die dubiose Entscheidung der FIFA nur fair.“³⁹

Und dieselbe Autorin legte nach der Anti-München-Entscheidung von Durban noch einmal nach: „Kann man Olympische Winterspiele kaufen? Vielleicht kann man das. (...) Aber Pyeongchang hat die Olympischen Spiele nicht den Konkurrenten aus München und Annecy vor der Nase weggekauft. Die koreanische Stadt hat eine glänzende Bewerbung auf die Beine gestellt, die in drei Anläufen gereift ist und perfektioniert wurde, und sie ist in der Lage, herausragende Winterspiele auszutragen – vorausgesetzt, die politische Lage bleibt stabil. (...) Es ist höchste Zeit, dass dieser wirtschaftlich rasant wachsende Kontinent mit seiner jungen Bevölkerung den Platz in der Welt des Sports bekommt, der ihm gebührt. (...) Für die Freunde europäischer Sporttradition mag die Erkenntnis schmerzlich sein, dass die alten Kultstätten aus der Mode gekommen sind, doch die Expansionsmöglichkeiten liegen woanders. Das lässt sich auch an der unendlichen Geduld und den schier unerschöpflichen Finanzen erkennen, mit denen sich Pyeongchang die Winterspiele 2018 erkämpft hat.“⁴⁰ Das ist es: ein hoher auch finanzieller Einsatz als Beleg für den Willen eines auf die *Entwicklung des Sports* fokussierten Engagements, wo andere nichts als Kommerzstrategien und eine *Diktatur des Finanzkapitals* zu erkennen vermögen.

Der erste Anlauf für eine Münchner Winter-Olympiabewerbung hat genau den hier allgemein beschriebenen unzureichenden Ausgleich zwischen globaler und lokaler Begründungsebene für ein globales Projekt in einer Vielzahl von konkreten Einzelheiten bestätigt. Die Frage wird nun sein, welche Folgerungen in nächster

³⁷ STURM, Peter (2011): Globalisierung. In: FAZ vom 7.7.2011

³⁸ SIMEONI, Evi (2011b): Asiens Aufbruch zu neuen Horizonten. Ein IOC-Zuschlag für Pyeongchang im Wettbewerb mit München und Annecy wäre eine sportpolitische und vor allem eine sportökonomische Pioniertat. In: FAZ vom 2.7.2011

³⁹ Ebd.

⁴⁰ SIMEONI, Evi (2011c): Das Versprechen an Südkorea. In: FAZ vom 7.7.2011

Zeit daraus gezogen werden. Grundsätzlich lässt sich voraussagen, dass kein gangbarer Weg vorbeiführen wird an dem, was hier als Neubegründung der Olympischen Idee angedeutet worden ist, sowie an dem, was daraus folgend an veränderten bzw. erweiterten Begründungsstrategien für nach innen wie außen glaubwürdige Bewerbungen um die Ausrichtung von Olympischen Spielen zu entwerfen sein wird. Es muss eine neu-alte Geschichte erzählt werden über das, was die Olympische Idee und die Olympischen Spiele den Menschen weltweit zu sagen und zu geben haben. Nämlich das, was die Spiele ganz und allein aus sich selbst heraus hervorbringen und was die Menschen ohnehin schon seit jeher (am liebsten) gesehen haben: faszinierende sportliche Ereignisse, ein Gesamtpanorama dessen, was *der Sport* (und nicht nur jeweils *eine* Sportart) in seiner zur jeweiligen Zeit höchstmöglichen Vollendung ist und was es so nur bei einem weltweit einzigen Ereignis alle vier Jahre gibt: eben bei Olympischen Spielen. Sie und nur sie verkörpern die Versammlung aller Sportarten als Repräsentanten der Welt *des Sports*, die folglich auch ein weltweites *Sport*-Publikum anspricht, nicht nur die partialisierten Publika einzelner Sportarten, die oft – zu Unrecht – kaum die Schwelle zur allgemeinen öffentlichen Wahrnehmung überschreiten. Die vermeintlich *höheren Weihen* jedoch, die diesen Kulturereignissen seit jeher durch die Erzählung aller möglichen Zusatzgeschichten verliehen werden sollen, waren reine Kopfgeburten, rhetorische Erfindungen und Utopien mit bestenfalls geringem Realitätsgehalt und schlechtestenfalls irreführenden Wegweisungen.

Am anderen Ende der Skala der möglichen irreführenden Sichten auf das olympische Projekt stehen solche professionellen und laienhaften Beobachter, die den insgesamt lebendigen Wald vor lauter kranken Bäumen nicht sehen können oder wollen. Hier liegt auch der Grund für das wiederholte Insistieren im vorliegenden Buch auf der *Metakritik* zu manchen Tendenzen in der wissenschaftlichen und journalistischen Sportkritik: Die kritisierten Positionen sind in der Tat so verbreitet und wirksam, dass sie mit ihrem selektiven Filterblick das öffentliche Gesamtbild vom kulturellen Status und Wert des olympischen Sports verzerren und übermäßig verdunkeln.

Es ist ein absurd anmaßendes Unterfangen, das im wesentlichen gelingende Funktionieren, Überleben und gesellschaftliche Wirken eines – egal welches – Funktionssystems von seinen sinnwidrigen Entstellungen, Verfälschungen und Missbrauchsversuchen her beschreiben, verstehen und erklären zu wollen. Eine solche Beobachtungsperspektive und Kommunikationsform für das olympische Projekt zieht auch dessen Lichtseiten zu Unrecht in den Schatten und fördert insgesamt eine Stimmung der Tristesse, des Misstrauens, der Handlungshemmung und Untätigkeit, ja einer Form von Misanthropie, die stets nur darauf lauert, dass die dunkle, die menschlich-allzumenschliche Seite die Oberhand gewinnt nach dem Motto „Die Welt ist schlecht, insbesondere die olympische“.⁴¹ Solchen kritischen Beobachter/innen ist – selbstverständlich! – beileibe nicht die Tatsache als solche vorzuhalten, dass sie Missstände aufdecken und klar beim Namen nennen. Im Gegenteil: Die *Metakritik* bedeutet die Aufforderung an sie, besser, analytischer,

⁴¹ Vgl. GÜLDENPFENNIG, Sven (1996): *Sport: Kunst oder Leben? Sportsoziologie als Kulturwissenschaft*. Sankt Augustin. Kap. 8 („Die Welt ist schlecht, insbesondere die olympische“)

komplexer, kurz: fundierter zu werden. Anlass zur Metakritik geben sie jedoch dann, wenn sie unterschwellig den Eindruck vermitteln, man könne hier getrost *partem pro toto*, die sportwidrige Verfehlung für den ganzen Sport, nehmen, und wenn in ihrem Kommentarstil eine klammheimliche Lust und ein wohliger Schauer durchklingen, die sie begleiten, wenn sie den Sportskandalen zu Leibe rücken.

Um die Frage zu beantworten, ob man mit guten Gründen so positiv, so optimistisch, ja so scheinbar abgehoben, hochfliegend, utopisch-idealistisch argumentieren kann wie in diesem Kommentar, muss man sich keineswegs, wie üblicherweise behauptet, entscheiden zwischen blauäugig weltfremdem Idealismus und nüchtern erfahrungsgesättigtem Realismus. Es ist vielmehr *eine Frage des Menschenbildes*, von dem man ausgeht: Sieht man den Menschen als eine Kreatur, die ihr Leben in Pendelschwüngen zwischen ihrer *Natur-* und ihrer *Kultur-*Seite führt, so ist es sinnvoll, in Fragen der materiellen Lebensfristung des Menschen primär seiner *Naturseite* gerecht zu werden, in Fragen seiner kulturellen Selbstentfaltung jedoch primär seine *Kulturseite* in den Vordergrund zu stellen.

Nicht sinnvoll kann es sein, diese unterschiedlichen Referenzen bzw. Fokussierungen beliebig durcheinanderzuwerfen. Gerade dies aber geschieht allzu häufig in entsprechenden Debatten. Unter diesen Prämissen ist das hier vorgetragene Plädoyer zu lesen: Sport, Olympische Spiele sowie eine Bewerbung um deren Ausrichtung sind durch und durch kulturelle Projekte, für die es keinerlei materiell notwendige Gründe gibt. Bei der Entscheidung über ein Kulturprojekt, sollte folglich *zuerst an kulturelle Interessen der Menschen appelliert und erst danach die Rücksichtnahme auf materielle Voraussetzungen ins Spiel gebracht* werden. *Deshalb*, weil sie diese Prioritätensetzung zu wenig beherzigt haben, waren die *Werbestrategien* für das Bewerbungsprojekt weithin so unangemessen. *Deshalb* auch sind *Medienstrategien* so irreführend, die das Gesetz des Handelns in der Olympischen Bewegung primär als Jagd von Verführbaren und Nimmersatten nach finanziellen Profiten und Prämien beschreiben und uns damit vor Illusionen bewahren wollen.

Mit ihrem zentralen Gegenstand, dem sportpraktischen Geschehen auf seinen höchsten Leistungsebenen, verfügen die Olympische Bewegung und die von ihr getragene Sportpolitik über einen Schatz. Mit ihm bewegen sie sich auf Augenhöhe mit den anderen Errungenschaften der Hochkultur. Ihn gilt es allerdings in jedem einzelnen Sportereignis stets aufs Neue zu suchen und zu heben. Und man muss ihm den Weg für seine sinngerechte Entfaltung ebnen. Daneben schrumpft alles andere zur bloßen Voraussetzung und zum Beiwerk. Und man kann dieses kulturelle Gut wie bei jeder Schatzsuche durchaus auch verfehlen und durch unsachgemäße Behandlung zerstören. Was letztlich zählt, ist jedoch dies, und ein Kommentar – *ein einziger* innerhalb einer vierjährigen Bewerbungszeit! – hat es in dieser oft unentschlossenen Ja-aber-Republik zur Zeit der gerade laufenden Winterspiele von Vancouver mit einem uneingeschränkten *Ja* beantwortet: „Ist ein 16 Tage währendes Weltereignis so viel wert? Ist es vertretbar, in Zeiten der weltweiten Krisen so viel Geld für Olympia zu Füßen der Zugspitze auszugeben? Ja.“⁴²

⁴² SIEMES, Christof (2010): Gold für Olympia. Diesmal Vancouver, demnächst München und Garmisch – die Hoffnung auf ein Sommermärchen im Schnee ist berechtigt. In: DZ vom 11.2.2011

Dieses Ja gibt im übrigen Anlass, unser Thema noch ein Stück mehr ins Grundsätzliche hinein zu weiten: Ein Artikel von Michael Reinsch hat nach dem Scheitern der Münchner Bewerbung einmal mehr darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die deutsche Wettbewerbsfähigkeit – und dies gilt insbesondere im *Wintersport*-Bereich – angewiesen ist auf die *staatliche Alimentierung durch Bundeswehr und Bundespolizei*. Er wirft zu Recht die Frage auf, inwieweit eine solche staatliche Umweg-Finanzierung auch zukünftig gerechtfertigt sein kann und nicht durch offenere, also transparentere Formen des staatlichen Engagements ersetzt werden sollte.⁴³ Hier steht in der Tat *eine wichtige sportpolitische Grundsatzdiskussion* an. Unterschwellig schwingt allerdings auch hier das fragwürdige Bild mit, hier erhöhen *individuelle und partikulare* Interessen Ansprüche als *lästige Kostgänger* der öffentlichen Interessen. Tatsächlich verhält es sich umgekehrt: Mit ihrem auch auf legitimes individuelles Interesse gestützten Engagement *erfüllen* die Protagonisten des Sports öffentliche Interessen eines Kulturstaates, auf dessen Förderung sie in *dessen* Interesse einen grundsätzlich legitimen Anspruch haben.

Nicht zu vergessen: *München war im Jahr 2011 nicht gescheitert*. Es hatte nur sein Ziel im ersten Anlauf für 2018 verfehlt, insbesondere deshalb, weil die Qualität seiner Bewerbung in diesem Fall nachrangig war gegenüber globalen Rücksichten in den Entscheidungsalternativen des IOC. Überhaupt gab der Verlauf des Bewerbungs- und Entscheidungsprozesses um die Spiele von 2018 erneut Anlass, sich intensiver und phantasiereicher mit den Ambivalenzen von Gelingen und Scheitern gesellschafts- und kulturpolitischer Großprojekte auseinanderzusetzen als bisher. Halb ironisch, halb ernsthaft ist für eine solche Soziologie des Scheiterns der Neologismus „*Floppologie*“ vorgeschlagen worden.⁴⁴ Zumindest jedoch gab es keinen Grund für ein resigniertes Aufstecken oder für ein bloßes Hoffen auf ein zufälliges Glück im Sinne von Bert Brechts *Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens*: „Ja, mach nur einen Plan / Sei nur ein großes Licht / Und mach dann noch ’nen zweiten Plan / Gehn tun sie beide nicht. (...) Ja, renn nur nach dem Glück / Doch renne nicht zu sehr / Denn alle rennen nach dem Glück / Das Glück rennt hinterher.“ Gute Gründe sprachen dafür, mit einem zweiten Plan, der durchaus sehr stark dem ersten ähneln konnte, das Rennen abermals aufzunehmen. Obwohl es zum letztlichen Gelingen auch nicht gehen wird ganz ohne das Glück, das man bekanntlich nicht zwingen kann. Denn sicher ist nur eins: Wer gar nicht erst rennt, wird in jedem Fall kein Glück haben.

Auch der hier avisierte zweite Anlauf für 2022 jedoch ist bekanntlich, und zwar diesmal bereits in den Startlöchern, steckengeblieben. Zu Hause zu Fall gebracht hauptsächlich durch das, was oben als Ausdruck des Nimby-Prinzips umschrieben worden ist. Diese Erfahrungen bilden die Basis, auf denen ein weiterer Versuch für eine deutsche Olympiabewerbung aufbauen muss.

⁴³ Vgl. REINSCH, Michael (2011): Der Armee-Klub. Die Bundeswehr zählt zu den wichtigsten Sponsoren des Spitzensports. Die Gesellschaft sollte sich fragen, was sie Athleten abverlangt und ob die Abhängigkeit vom Steuergeld des Militärs sinnvoll ist. In: FAZ vom 22.10.2011

⁴⁴ SCHULZ, Stefan (2011): Floppologie. Soziologie des Scheiterns. In: FAZ vom 21.9.2011

5. Hamburgs zweimaliger Versuch

Der erste Anlauf, und: The Winner is ... Leipzig!

Der Münchner Bewerbung für 2018 sind nach den allseits euphorisch gelobten (und dann durch das Attentat vom 5. September so stark verdunkelten) Spielen von 1972 drei weitere deutsche Olympiabewerbungen vorausgegangen. Berchtesgaden für die Winterspiele 1992, Berlin und Leipzig für die Spiele von 2000 und 2012. Sie scheiterten aus unterschiedlichen Gründen, jedoch zusammengehalten durch den gemeinsamen Eindruck, dass hinter ihnen kein entschiedener gesamtgesellschaftlicher Wille zum Erfolg zu erkennen war. Deren durchweg klägliches Scheitern hat in der Diskussion um München 2018 eine große Rolle gespielt als Referenzpunkt für die Beurteilung, wie man es diesmal besser machen könnte und sollte.

In allen vier Fällen hat die Suche nach einem „Reason, why?“, also nach einem *Alleinstellungsmerkmal* auf der ideellen Ebene, keine herausgehobene Rolle gespielt, im Unterschied zu anderen Bewerbern, die sich besonders hierzu oft phantasienvoll ausgelassen haben.⁴⁵ War das ein Ausdruck von Phantasielosigkeit oder Ungeschicklichkeit? Oder eher eine angemessene Folgerung aus der *nüchternen* Einsicht, dass ein olympisches Projekt sich am ehesten durch ein Versprechen auf vorbildliche Erfüllung olympischer Anforderungen, nicht aber durch Verweis auf außersportlich-gesellschaftliche Sonderbedingungen eines Bewerbers rechtfertigt? Dass mithin alles darauf ankommt, in allen für ein solches Ereignis ausschlaggebenden Feldern nachzuweisen, dass man „es kann“ – und im übrigen auf das Glück zu hoffen, auf das man in jeder Art von umkämpften Wettbewerben angewiesen ist, um erfolgreich zu sein? Eine Folgerung schließlich auch aus der *ernüchternden* Einsicht, dass Organisationen wie das IOC bzw. deren individuelle Mitglieder bei einem Überangebot an qualifizierten Bewerbern die freie Wahl haben, nach übergreifenden olympiapolitischen (oder auch schlicht korruptiven) Kriterien zu entscheiden, und sich dabei wenig von Werbeslogans beeindrucken lassen?

Jedenfalls ist das Bestreben, ein halbes Jahrhundert nach München 1972 wieder Olympische Spiele in Deutschland feiern zu können, auch nach dem doppelten Münchner Fehlstart nicht erloschen. Ein neuer Anlauf wird nun seitens des DOSB mit dem Ausrichtungs-Bewerber Hamburg unternommen. Die Hansestadt war bereits einmal angetreten. An Verlauf und Ergebnis des ersten Versuchs kann an dieser Stelle mit dem Rückgriff auf eine situationsangemessen satirisch gefasste „Reportage“ erinnert werden. Sie geht natürlich nur auf wenige Details jenes Hergangs ein. Und sie geht so:

„Am 15. August des Jahres 2012 kehrte gut die Hälfte der deutschen Olympiamannschaft an Bord von *MS Deutschland*, aus Richtung London kommend, in die Heimat zurück. Im Hamburger Hafen wurde sie von einer fünfzehntausendköpfigen Menschenmenge begrüßt und begeistert gefeiert, bevor sie in einem Barkassen-

⁴⁵ Vgl. SCHOLLMEIER, Peter (2001): Bewerbungen um Olympische Spiele von Athen 1896 bis Athen 2004. Köln

Schauen Sie öfter auf unserer Homepage nach Leseproben vorbei!

Sie finden sie auf der Startseite in der Rubrik
Neues aus dem Arete Verlag
und unter Downloads

Downloads

++ www.arete-verlag.de +++ Bis bald +++ www.arete-verlag.de +++ Bis bald +++ www.arete-verlag.de

arete
Verlag